
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Januar 1/2015

Aus dem Inhalt

Michael Theobald „Was sucht ihr?“ (Joh 1,38)	1
Bernhard Sill Multiple Choice?	3
Nicole Hennecke 10 gute Gründe in der Kirche zu sein	11
Hans Hermann Henrix Europa und sein Pluralismus der Religionen: ein lernfähiger Kontinent?	16
Jozef Zablocki Einige Aspekte der Krankenhauseelsorge	24
Literaturdienst: Gunda Brüske/Josef-Anton Willa: Gedächtnis feiern - Gott verkünden Patrik C. Höring (Hrsg.): Gott entdecken - Gott bezeugen	30

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prof. Dr. Michael Theobald, Uni Tübingen, Kath.-Theol.
Seminar, Liebeneisterstraße 12, 72076 Tübingen | Prof. Dr.
Bernhard Sill, Kardinal-Schröffer-Str. 24, 85072 Eichstätt |
Dr. Nicole Hennecke, Gratianstraße 1, 54294 Trier | Prof. Dr.
Hans Hermann Henrix, Klemensstraße 16, 52074 Aachen |
Pater Jozef Zablocki SAC, Krankenhausseelsorge Bergisch
Gladbach, Vinzenz-Palotti-Straße 20, 51429 Bergisch
Gladbach

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Msgr. Markus Bosbach,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße
8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-
21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Wilhelm Zimmermann,
Zwölfiling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Michael Theobald

„Was sucht ihr?“ (Joh 1,38)

Die Situation ist bekannt, sie wiederholt sich von Mal zu Mal: Der neue Amtsinhaber tritt nach vorne und hält die Antrittsrede, das Parlament folgt gespannt der *Inaugural Address* des neuen Präsidenten; die Universitätsmitglieder lauschen den Worten ihres neuen Rektors – feierliche Gelegenheiten für Reden programmatischen Inhalts, Ankündigungen, was der Ernannte in Zukunft zu tun gedenkt, Versprechungen einer neuen Ära.

In der Antike gab es so etwas auch: Ein Senator, ein Imperator stellt sich in der Ratsversammlung vor, Rhetorik ist groß geschrieben. So lässt auch Lukas, der Historiker unter den vier Evangelisten, Jesus in der Synagoge seiner Heimatstadt eine programmatische Antrittsrede halten mit dem Kernsatz: „Heute ist dieses Schriftwort erfüllt“ (Lk 4,14-22) – das von Jesaja angekündigte „Gnadenjahr des Herrn“ ist da (Jes 61,2 = Lk 4,19)!

Und wie lautet das erste Wort Jesu im Johannesevangelium? Vor welchem Auditorium lässt er es verlauten? Die Szene ist unspektakulär: Der Täufer Johannes sieht Jesus vorbeikommen und sagt zweien seiner Jünger: „Seht da, das Lamm Gottes!“ Erstaunlich, was er von diesem großen Unbekannten, der die Bühne des Dramas hier zum ersten Mal betritt, zu wissen scheint, selbst sein Ende ist ihm nicht verborgen. Und die Zwei hören das rätselhafte Wort und gehen Jesus nach. Der „wendet sich um, sieht sie nachfolgen und spricht zu ihnen: *Was sucht ihr?*“ (Joh 1,38).

Keine Antrittsrede also, kein öffentlich inszenierter Auftritt, kein Programm, sondern eine *persönliche* Begegnung, typisch für den johanneischen Jesus. Auch spricht er nicht von sich selbst, sondern konfrontiert die Zwei, die ihm neugierig folgen, mit einer Frage, die jeden Menschen umtreibt, auch wenn er sich oft genug ihr nicht stellt, sondern ausweicht. Es ist eine Frage, die an den Lebensnerv geht: „Was suchst du in all deinem Streben nach Besitz, Erfolg, Wissen, Anerkennung und Liebe?“ „Was suchst du eigentlich in deinem Leben?“ „Was sucht ihr, wenn ihr euch für mich interessiert?“ Diese Frage führt den Gefragten vor sich selbst, hält ihm den Spiegel vor und vermag ihm – mit der späteren Bildrede des Evangeliums gesagt (vgl. nur Joh 7,37) – sein Dürsten und Hungern nach Leben bewusst zu machen. Der Mensch ist wesentlich Suchender – und das heißt: er streckt sich aus nach einem steten Mehr, sehnt sich nach Erfüllung, nach dem „ewigen Leben“, wie es bei Joh stereotyp heißt, nicht nach einem „nie endenden“, sondern einem qualitativ ganzen Leben, das er erahnt, herbeiwünscht, in glücklichen Stunden auch zuweilen erfährt, aber nie festhalten kann. Und würde er gefragt, was denn diese Erfüllung eigentlich meint, könnte er es auch nicht sagen, erst recht nicht das gesuchte „ewige Leben“ definieren.

Wie reagieren die Zwei auf Jesu Frage? Sie stellen ihm eine Gegenfrage: „*Rabbi* – das heißt übersetzt: Lehrer – *wo wohnst du bzw. wo hast du deine Bleibe?*“ (Joh 1,38). Wer im jüdischen Kontext wiss- und lernbegierig ist, der sucht nicht nur die intellektuelle Unterweisung durch den Rabbi, sondern möchte auch wissen, wo er wohnt, wie er lebt, und strebt vielleicht sogar nach einer Lebens- oder Arbeitsgemeinschaft mit ihm im gleichen Handwerk, denn erst hier – in den alltäglichen Lebenszusammenhängen – erweist sich, was seine Lehre wert ist. Doch zielt die Frage der Zwei über diesen vordergründigen Bezug noch hinaus, gewinnt in der Perspektive des Lesers

tieferen Sinn: Sie fragt nach dem, was dem Dasein Beheimatung schenkt. Denn – das lernt dieser sehr bald bei seiner Lektüre des Buches – Jesus ist nicht sesshaft und besitzt auch kein Haus. Er ist Wanderer, ohne Heimat auf Erden, anderswo verwurzelt. Von ihm zu erfahren, wo er wohnt, wo er seine *Bleibe* hat, ist deshalb entscheidend, um nicht nur *ihn* kennen zu lernen, sondern in der Begegnung mit ihm auch Aufschluss über *sich selbst* zu erhalten; „denn wo er zu Hause ist, soll ja auch *der Jünger* Wohnung erhalten (14,2)“, meint Rudolf Bultmann in seinem Johanneskommentar (1941), womit er auf Jesu Abschiedsrede Joh 14 am Ende des Buches vorausblickt, die genau diese Umkehr der Blickrichtung vollzieht, wenn sie von den „Wohnungen“ des Vaters spricht, die er für die Seinen bereithält.

Jesus geht auf die Frage der Zwei ein und lädt sie zu sich: „*Kommt, und ihr werdet sehen!*“ „Da gingen sie mit und sahen, wo er wohnte, und blieben jenen Tag bei ihm; es war um die zehnte Stunde“ (Joh 1,39). Aufbrechen, um Neues zu erfahren – dies geht jeglicher Glaubensartikulation voraus. Ohne einen solch suchenden Aufbruch bekämen wir *nichts* zu *sehen* und hielten am Ende nur leere Hülsen gestanzter religiöser Sprache in unseren Händen.

Ich lade Sie ein, in diesem Jahrgang des Pastoralblatts einige „Kernworte“ des johanneischen Jesus näher zu betrachten. Sie sind wie Edelsteine. Ins Licht gehalten, beginnen sie zu glänzen und lassen die Schönheit ihrer Wahrheit erahnen.

Liebe Leserinnen und Leser,

mit meinen aufrichtigen guten Wünschen für und der Bitte um Gottes Bewahrung im Neuen Jahr sei ein Artikel an den Anfang gestellt, der zum Jahreseinstieg besonders geeignet sein dürfte. Es geht um die Kunst, sich im Leben immer wieder entscheiden zu müssen. Weichenstellungen sind – mal geplant, mal überraschend, – notwendig. Das bedeutet in einer Multioptionsgesellschaft mit der Gefahr, sich selbst in der Welt der Angebote zu verlieren, eine besondere Herausforderung. Problematik wie Orientierungsmöglichkeit zeigt **Prof. Dr. Bernhard Sill** auf, Lehrstuhlinhaber für Moraltheologie und Sozialethik an der Kath. Universität Eichstätt.

In einer Zeit, in der eher Kirchenkritik „in“ ist, lohnt auch einmal die Wahrnehmung der gegen teiligen Perspektive: Was spricht alles dafür, zur Kirche zu gehören? Auf der Basis eines entsprechenden Werbeblatts der Pfarrei St. Dionys in Esslingen geht die Kirchenrechtlerin und Leiterin des Kath. Bildungswerks Saarbrücken, **Dr. Nicole Hennecke**, einigen der dort genannten Gründe näher nach.

Glaube ist niemals unpolitisch, wenn er nicht weltentho ben sein will. Dies aber widerspräche der christlichen Existenzbestimmung, zwar „nicht von, aber in der Welt zu sein“ (Joh 17,14-19). In diesen großen Themenkomplex ordnet sich nun der von **Prof. Dr. Hans Hermann Henrix** – früherer Akademie-Direktor des Bistums Aachen und hoch engagiert im christlich-jüdischen Gespräch – verfasste Essay zum Europa der Postmoderne und darin dem christlich-kirchlichen Umgang mit dem Pluralismus der Religionen ein.

Am Schluss steht ein sehr grundsätzlicher und facettenreicher Blick auf die Seelsorge an den Kranken von **Pater Jozef Zablocki SAC**, Krankenhauseelsorger in Bergisch Gladbach und zugleich Promovend im Bereich Pastoraltheologie zum angesprochenen Thema.

Mögen gerade die ersten Tage des neuen Jahres noch etwas Muße u. a. zur Lektüre der Januarausgabe des Pastoralblatts bereithalten, wünscht Ihnen mit herzlichem Gruß

Ihr



Gunther Fleischer

Bernhard Sill

Multiple Choice?

oder

**Vom Kunststück des Lebens, sich gut
zu entscheiden**

*„Durch unsere Entscheidungen
definieren wir uns selbst.
Allein durch sie können wir unseren
Worten und Träumen
Leben und Bedeutung verleihen.
Allein durch sie können wir aus dem,
was wir sind,
das machen, was wir sein wollen.“*

Sergio Bambaren

Jede und jeder weiß das aus Erfahrung: Vorbei ist es mit der „Leichtigkeit des Seins“ (Milan Kundera), wenn es darum geht, Entscheidungen zu treffen, bei denen es wirklich um etwas geht. Und das aus diesem einen naheliegenden Grund: Alle Entscheidungen, bei denen es wirklich um etwas geht, erleben Menschen ausnahmslos als Entscheidungen, bei denen es stets auch um sie selbst geht. Eben deshalb sind ganz im kierkegaardschen Sinn Entscheidungen eine ernste Sache¹, denn Wohl und Wehe unserer Existenz scheinen maßgeblich davon abzuhängen.

In jedem Entscheidungsgeschehen tut sich der Ernst der Freiheit kund, der tatsächlich häufig genug eben eher als deren Last und weniger als deren Lust empfunden wird. Der heutige Mensch tut sich zugegebenermaßen nicht leicht damit, Entscheidungen zu treffen, und so mancher Zeitgenosse erlebt sich selbst als echt entscheidungs-schwach und würde gern wissen, wieso dem eigentlich so ist.

Ein Faktor, der sicher geltend zu machen ist, ist der, dass die (post)moderne „Multioptionengesellschaft“² dabei ist, ihre ei-

genen Kinder zu fressen, was heißt: Der zeitgenössische „homo optionis“ scheint in der unüberschaubaren Vielfalt der Optionen, die sich ihm bieten, förmlich unterzugehen. Die scheinbare „Unendlichkeit“ der Multioptionen, die er hat, scheint ihn zu überfordern.

Zivilisation als „Zuvielisation“

Eine Vielzahl von Menschen aus den gehobenen gesellschaftlichen Milieus dürfte ihre „Zivilisation“³ als das erleben, was diese zu großen Teilen tatsächlich ja auch darstellt: eben eine „Zuvielisation“. Von allem gibt es darin eben viel, zu viel, vor allen Dingen (zu) viele Möglichkeiten und (zu) viele multivalente Situationen, die der Freiheit des Menschen mit Verheißungen und Verlockungen unterschiedlichster Art begegnen. Und darum gilt: Wer da die Wahl hat, hat die Qual.

In seinem berühmten Gedicht „Der Panther“ konnte Rainer Maria Rilke (1875-1926) die Verse schreiben: „Ihm ist/als ob es tausend Stäbe gäbe/und hinter tausend Stäben keine Welt“⁴. Zu Lebzeiten des Dichters mag es damals ohne Zweifel Menschen gegeben haben, deren Lebensgefühl dem seines „Panthers“ glich. Heute scheint das ganze Gegenteil dieses Lebensgefühls viele Menschen zu beseelen. Ihnen ist wohl eher so, als ob es tausend Welten ohne Stäbe gäbe.

Dem sprungbereiten „Panther“-Menschen der Gegenwart scheint die ganze Welt in ihrer großen Vielfalt offen zu stehen. Die Größe dieser Vielfalt, die sich ihm früher oder später allerdings als Übergröße entpuppt, scheint seine Sprungbereitschaft dann doch zu hemmen. Denn wer gedenkt, dahin zu springen, kann nicht gleichzeitig auch dorthin springen, was nicht heißt, dass dieser oder jener glaubt, das ginge vielleicht doch, ohne sich dabei innerlich zerreißen zu müssen.

Entscheidungen als „Scheidungen“

„Im Zentrum der Lebenskunst: Die Frage der Wahl“ – so hat der bekannte Lebenskunst-Philosoph Wilhelm Schmid (* 1953) ein Kapitel eines seiner Bücher überschrieben.⁵ Leben heißt wählen, heißt sich entscheiden. Mögen Menschen ob der Vielzahl und Vielfalt der sich ihnen (an)bietenden Möglichkeiten gelegentlich echte Entscheidungsschwierigkeiten haben und sich selbst als wenig kompetente Entscheidungsträger erleben, es bleibt dabei: zu leben, ohne (sich) entscheiden zu wollen, geht nicht.

Was tut eigentlich der-/diejenige, der/die wählt, (sich) entscheidet? Er/sie ergreift eine der sich grundsätzlich (an)bietenden Möglichkeiten und lässt sie Wirklichkeit werden. Er/sie überführt durch sein gelebtes Leben eine der vielen Möglichkeiten in Wirklichkeit.

Entscheidungen, die wir zeitlebens zu treffen haben, sind Scheidungen. Und scheiden, sich entscheiden zu müssen, tut weh, doch auch not und dann – alles in allem – letztlich wohl auch gut.

Gegangene Wege, ungegangene Wege sind endgültig vergangene, endgültig ungegangene Wege unseres Lebens. Wer wäre ich geworden, wäre ich einen der ungegangenen Wege meines Lebens gegangen? Diese konjunktivische Frage meldet sich als zugegebenermaßen unbequeme Frage in nachdenklichen Lebensstunden – unüberhörbar und unübergebar.

Das Prinzip „Ganzheit“ als Prinzip guter Entscheidungen

Wie sind gute Entscheidungen zu treffen? Geht da das Prinzip „halbe – halbe“? Oder gilt nicht doch, und zwar unbedingt und berechtigter- wie unerlässlicherweise, das Prinzip „Ganzheit“. Die spanische Mystikerin Teresa von Ávila (1515–1582) soll einmal den Satz gesagt haben: „Sein ganzes Leben leben, seine ganze Liebe lieben, sei-

nen ganzen Tod sterben.“⁶ Das Leben, die Liebe, der Tod – dreimal geht es ums Ganze. Wo es ums Ganze geht, ist es nicht gut, halbe Sachen zu machen.

Wir müssen mit einem ganzen – eben ungeteilten – Herzen bei der Sache sein, wenn uns daran liegt, gute – und das heißt: belastbare und nachhaltige – Entscheidungen zu treffen. Dass es da und dort im Leben eine unerlässliche Radikalität von Entscheidungen unbedingt geben muss, gilt es sich zur Herzen nehmen. Manche Entscheidungen müssen die Wurzel unserer Existenz berühren, damit sie tragfähige Entscheidungen sind. In dem Maße, wie sie tiefgreifend sind, werden sie dann weitreichend sein. Deshalb spricht alles dafür, Entscheidungen „couragiert“ zu treffen – eben „mit Herz“, ist doch das Wort „courage“ etymologisch mit dem Wort „coeur“ verwandt.

Lebensentscheidungen etwa fallen gewiss in die Kategorie radikaler, in der Tiefe menschlicher Existenz verwurzelter Entscheidungen. Darf man da Kompromisse eingehen? Faule Kompromisse sicher nicht, doch welche Kompromisse dann? Liebe(n) „für ein ganzes Leben“, so scheint es, geht nur mit Haut und Haaren; es lässt sich eigentlich nicht dosieren. Kann man – einander das Ehe-Versprechen gebend – zueinander sagen: „Ich nehme dich zu soundsoviel Prozent zu meinem Mann, zu meiner Frau.“? Man kann es nicht. Denn das wäre kein Versprechen, vielmehr ein Versprecher.

Das „gelebte“ und das „ungelebte“ Leben

Es gibt Romane, die lohnt es sich schon eines einzigen Satzes wegen zu lesen. Der von Pascal Mercier (* 1944) verfasste Roman „Nachtzug nach Lissabon“ ist ein solcher Roman, und der Satz, der den Roman ungemein lesenswert macht, lautet:

„Wenn es so ist, dass wir nur einen kleinen Teil von dem Leben können, was in uns ist – was geschieht mit dem Rest?“

Mit diesem einen wohlbedachten Satz gibt Pascal Mercier alias Peter Bieri – in Personalunion Schriftsteller und Philosoph – der Erfahrung vieler Menschen eine Stimme. Warum Entscheidungen zu fällen so schwierig ist und darum auch so schwer fällt, ist ohne jeden Zweifel die Frage, die im Hinter- bzw. Untergrund dieses Satzes mitschwingt. Indem wir uns als Menschen entscheiden, scheiden wir den „kleinen Teil“ unseres wirklich „gelebten Lebens“ von dem unheimlich großen Teil des Lebens, der dann unweigerlich „ungelebtes Leben“ bleibt.

Die Weg der Entscheidung ist der Weg, wie man vom existentiell unmöglichen vielfachen Leben zum einfachen Leben kommt. Die Kraft, die es dazu braucht, ist die Kraft des Verzichts. Dabei ist unbedingt vorab das gängige Missverständnis zu beseitigen, das mit der Ansicht einhergeht, der Verzicht nehme dem Menschen etwas. Das ist zwar nicht ganz unrichtig, trifft dennoch nicht den Kern der Sache.

Der Kern der Sache ist der, dass es sich eher wohl so verhält: „Der Verzicht nimmt nicht. Der Verzicht gibt.“ Und was er gibt, ist „die unerschöpfliche Kraft des Einfachen“. Es war der Philosoph Martin Heidegger (1889-1976), der das so einmalig stimmig und göltig betont hat.⁸ Und wie es scheint, kann denjenigen, welche die Bereitschaft zum Verzicht „aufbringen“, das durchaus etwas „bringen“, und zwar die Gestalt eines „einfachen“ Lebens, das lebenswert gerade darum ist, weil es uns in die Lage versetzt, existentiell der Komplexität der Multiplexität nicht zu erliegen.

Die westliche „Wiederkehr“ der Wiedergeburtstheorie

Die Anhänger der westlichen Wiedergeburtstheorie, deren Anzahl ständig steigt und die Idee der östlichen Religionen merklich umgedeutet hat, haben das Problem der „multiple choice“ auf ihre Weise gelöst. Sie setzen nicht, wie es die Simultanten tun, auf die Lebenslogik eines zeitlichen Neben-

einander von diesem und jenem. Sie setzen auf die Lebenslogik eines wiedergeburtlichen Nacheinander und sagen sich: Immer schön der Reihe nach. In diesem Leben treffe ich eine Lebenswahl für diese Option, im nächsten Leben dann für jene Option, im übernächsten dann für eine wiederum neue Option, und das geht dann immer so weiter – eben so lange, wie sich das Rad meiner Wiedergeburten dreht. Und das soll sich möglichst lange drehen.

Einer der profiliertesten Dogmatik treibenden Theologieprofessoren der Gegenwart ist Medard Kehl SJ (* 1942). In Heft 9, dem September-Heft 1999 der Zeitschrift „Herder Korrespondenz“, ist ein Interview abgedruckt, das der seit 1980 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt am Main lehrende Jesuit der Zeitschrift gegeben hat. Es hat bezeichnenderweise den Titel „Mit dem Ende rechnen“ und beschäftigt sich auch mit der Wiederkehr der Wiedergeburtstheorie.⁹

Zur Sache der Aktualität der Wiedergeburtstheorie“ sagt Medard Kehl, dass diese ihre Attraktivität und Popularität daraus beziehe, dass „sie dem Menschen eine Identität durch plurale Existenzen zu verleihen scheint“¹⁰, und verweist auf das von Erdenleben zu Erdenleben sich erstreckende Versprechen einer „multiplen Persönlichkeitskarriere“ (Günter Sachau), das qua Wiedergeburt als „wunderbar“ einlösbares erhofft und ersehnt wird, wäre da nicht dummerweise der Wunsch, es möge doch so sein, der Vater des Gedankens.

Childhood, Quarterlife and Midlife

Wer den „Glauben“ der Anhänger der westlichen Wiedergeburtstheorie nicht sein „Credo“ nennen kann und es vielmehr mit der Sicht des Gedichtes „Der Mensch“ hält, das Matthias Claudius (1740-1815) im Jahre 1783 schrieb und das zu guter Letzt über den Menschen sagt: „Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder, / Und er kömmt nim-

mer wieder."¹¹, der kann nicht umhin, sich jener mit der Einmaligkeit und Endlichkeit seines Lebens verbundenen Signatur, dass es in ihm vieles, doch eben vieles auch nicht geben kann, zu stellen. Dietrich Bonhoeffer (1906-1945) hat einmal in einem auf den 19. März 1944 datierten Brief seinem Freund Eberhard Bethge (1909-2000) geschrieben: „Es gibt erfülltes Leben trotz vieler unerfüllter Wünsche.“¹² Das ist ein wahres Wort, und es taugt dazu, es sich als trostreiches Lebenswort, auf dem sich eine ganze Lebensphilosophie errichten lässt, zu eigen zu machen.

Wie schwer es freilich ist, damit zu leben, dass nicht alle guten Wünsche in Erfüllung gehen, nicht alle guten Möglichkeiten Wirklichkeit werden können, zeigt sich in wechselnder Gestalt in den verschiedenen Lebensaltern. Was das Lebensalter der Kindheit betrifft, so kann als Zeugnis die Geschichte eines kleinen Mädchens dienen, die von einer Begebenheit erzählt, die tatsächlich so passiert ist.

Maria ist fünf Jahre alt und geht in den Kindergarten. Wie jeden Tag wird sie auch am 6. Dezember von ihrer Mutter mittags pünktlich abgeholt. Sie ist ein wenig traurig, und als ich mich erkundige, was denn los ist, sagt sie: „Das war Betrug. Das war nicht der richtige Nikolaus, denn der hat einen echten Bart.“ Um sie ein wenig zu trösten, verspreche ich ihr, dass sie sich ein kleines Geschenk wünschen darf und ich es ihr beim nächsten Wiedersehen dann mitbringen werde. Tags darauf kommt die Kleine zu mir mit einem Katalog, voll mit Abbildungen von Barbie-Puppen. „So viele schöne Barbie-Puppen!“ sagt sie. Und ich sage: „Welche schöne Barbie-Puppe sollen wir denn kaufen gehen?“. „Das weiß ich noch nicht.“ erwidert sie.

Bei meinem nächsten und übernächsten Besuch in der befreundeten Familie habe ich sie jedes Mal gefragt: „Welche Barbie-Puppe wünschst Du Dir denn jetzt?“ Und jedes Mal musste ich erleben, dass eine Entscheidung bei ihr wohl noch nicht ge-

fallen war; und so blieb es auch die nächste Zeit über. Eines Tages meldete sich die Kleine telefonisch bei mir mit der Frage: „Hast Du auch einen Computer?“ Als ich die Frage bejahte, legte sie auf und machte sich auf den Weg zu mir mit einer CD, die, wie sich dann herausstellte, die Software für ein Barbie-Puppen-Spiel enthielt, das ihr Vater ihr besorgt hatte. Ich kann mich noch gut erinnern, mit welcher Begeisterung sie dann vor meinem PC saß und ein Programm spielte, das ihr die Gelegenheit bot, eine nackte Barbie-Puppe von Kopf bis Fuß mal so und mal so einzukleiden. Kleidungsstücke, Mützen, Schuhe in vielfacher modischer Ausführung standen zur Verfügung. Der Kauf einer Barbie-Puppe hatte sich damit für das kleine Mädchen erledigt. Ich habe mich gefragt: Ist dieses Kind mit seinen fünf Lebensjahren schon ein Kind der „Multioptionsgesellschaft“, wenn sie mit dem Computerspiel vorlieb nimmt?

Szenenwechsel. Julia Engelmann (* 1992) ist eine junge Psychologie-Studentin, die in der Poetry-Slam-Szene jüngst von sich reden gemacht hat; ihr Poetry-Slam-Text „One Day“ hat auf YouTube einige Millionen Fans, und gerade sind einige Poetry-Slam-Texte von ihr im Goldmann Verlag München unter dem Titel „Eines Tages, Baby“ erschienen. In einem Text mit dem Titel „Erwachsenwerden – anlässlich eines einjährigen Ich-geh-nicht-mehr-zur-Schule-Jubiläums“ textet sie:

„Wie soll ich große Entscheidungen treffen wenn mir schon Shampoo kaufen zu viel wird?“¹⁴

und in dem Text „Bestandsaufnahme in 3 Teilen“ dann:

„Ich hab so bescheuert viel Angst.

Angst vor falschen Entscheidungen, und davor, mich nicht zu entscheiden.“¹⁵

Wie ein Kommentar zu diesen beiden Textfragmenten lesen sich dann zwei Pas-

sagen aus dem Text „How to decide myself“. Da heißt es:

*Ich weiß nicht, was ich tun soll,
und ich weiß nicht, wohin.
Ich hab vergessen, wer ich sein will,
und vergessen, wer ich bin.*

*Ich renn schon so 'ne Weile
durch die Gegend ohne Ziel –
es wär so leicht, mich zu entscheiden,
wenn ich wüsste, was ich will.*

(...)

*Aber keiner weiß, was ich tun soll,
und keiner sagt mir, wohin.
Ich weiß am besten, wer ich sein will,
weiß am besten, wer ich bin.
So renn ich noch ein bisschen weiter
durch die Gegend ohne Ziel –
vielleicht merk ich dann nach 'ner Weile,
was das ist, was ich will.¹⁶*

Auch diese junge Frau scheint ein Kind der „Multioptionsgesellschaft“ zu sein, und sie spürt auf Schritt und Tritt, dass diese Gesellschaft ihr das Leben nicht leicht macht. Als „Opfer“ gesellschaftlicher Zustände möchte sie sich sicher nicht sehen, doch kriegt sie schon Zustände, wenn sie sich selbst nicht ohne eine offensichtliche Entscheidungsinkompetenz erlebt, die sie offenherzig referiert und reflektiert, und obendrein noch wahrnimmt, dass sie auch über keine „Inkompetenzkompensationskompetenz“ (Odo Marquard) verfügt, durch die sie das kompensieren könnte.

Das Leben, das Menschen führen, lässt sich mit einem Gewebe aus vielen verschiedenen Fäden vergleichen. Junge Menschen, die sich wie Julia Engelmann in einem Lebensalter zwischen 20 und 30 Lebensjahren befinden, sehen sich in eine Lebenssituation gestellt, die sie unweigerlich heraufordert, sich Gedanken darüber zu machen, welche Lebensfäden, die sie um sich herum entdecken, sie hernehmen wollen, um daraus ihr künftiges Leben zu weben.

Verständlicherweise haben sie Angst – Lebensangst –, sich inmitten des Netzes aus unzähligen Fäden und endlosen Möglichkeiten, das sie umgibt, zu verheddern und sich selbst dabei zu verfehlen. Diejenigen jungen Frauen und Männer, die heute zur Quarterlife-Generation gehören, sind darum wahrlich nicht zu beneiden. Denn diese Generation hat ein echtes Lebensproblem damit, den infiniten „Optionalis“ gefühlter Lebenschancen in den finiten „Realis“ des eigenen Lebens zu überführen. Guten Rat, der von denjenigen, gegenüber denen er gut gemeint ist, allerdings eher als „Unrat“ empfunden wird, gibt es genug. Denn die Ratgeber-„Kultur“ einer Multioptionsgesellschaft ist natürlich – wie sollte es sich sonst verhalten – eine multi-„kulturelle“ Angelegenheit. „Toll, was ihr für Möglichkeiten habt! Wir hatten die nicht.“ Worte wie diese müssen sich die jungen Frauen und Männer der Quarterlife-Generation (nach)sagen lassen, als ob sie das nicht längst aus eigener sie stressender Erfahrung wüssten. Die „tollen Möglichkeiten“ sind ja gerade das Lebensproblem – jedenfalls des in vielerlei Hinsicht gut gestellten Teils – dieser Generation. Womit sie lernen müssen zurechtzukommen in ihrem Lebensalter, ist ja die Ambiguität der Multioptionalität und die Ambivalenz der Multivalenz. Das Vielfache – wie viel davon und was daran ist Segen, wie viel davon und was daran ist Fluch? Gar nicht so einfach zu sagen, sagt das „Young people“ der Quarterlife-Generation „with one voice“.

Szenenwechsel. In seinem zweiten Buch „Leben was du fühlst. Von der Freiheit, glücklich zu sein“ schreibt Walter Kohl (*1963), einer der beiden Söhne des sechsten Bundeskanzlers der Bundesrepublik Deutschland Helmut Kohl (*1930), dass ein wichtiger Baustein zum Glücken des eigenen Lebens wohl der sei, seinen Frieden zu machen mit „schmerzhaft(e)n Kapitel(n) der eigenen Lebensgeschichte“¹⁷. Vielleicht denken die jetzt in der „Midlife“-Lebenszone steckenden Frauen und Männer daran, dass sie Töchter und Söhne haben, die ge-

rade in der „Quarterlife“- Lebenszone stecken und vollkommen überfordert sind von den viel zu vielen Möglichkeiten, zwischen denen sie wählen können und müssen. Wer in der Quarterlife-Krisenzone steckt, fragt sich unweigerlich: Wie wähle ich jetzt „richtig“, wer in der Midlife-Krisenzone steckt: Habe ich einst „richtig“ gewählt, als wichtige – da lebensbestimmende – Entscheidungen zu treffen waren?

Viele wünschen sich daher, sich „besser“ entschieden zu haben als sie es ihrem aktuellen Urteil nach einst getan haben. Insgeheim hegen sie den Verdacht, dass eine unter den ungelebt gebliebenen Lebensvarianten – anderer Beruf, anderer Lebenspartner/andere Lebenspartnerin – vielleicht doch die „glücklichere“ Lebensvariante gewesen wäre, und manche könnten sich ohrfeigen dafür, keine vermeintlich gute Wahl getroffen zu haben.¹⁸

„Hätte ich doch ...!“ – „Wäre ich doch ...!“ – viel gesagte und viel besagende Sätze der Lebensmitte sind das allemal, vielleicht sogar meistgesagte und meistbesagende. Existentielle „Konjunktivitis“ heißt diese Krankheit, deren Symptome jene Sätze sind. Es heißt, sie sei schwer heilbar.

Es gibt offensichtlich Menschen, die beseelt während der Lebenszeit ihrer Lebensmitte das Gefühl, sie hätten ein „besseres“ Leben geführt, wenn sie ein „anderes“ Leben geführt hätten, wenn sie (sich) auf das Pferd „anderer“ Möglichkeiten gesetzt hätten, wenn sie nicht „falschen“ Stimmen sowohl draußen als auch drinnen Gehör geschenkt hätten. Ein verflixter Lebensknoten übt da seine fesselnde Macht aus. Gar nicht so einfach zu lösen, sagen die mittelalterlichen „Best-Ager“ der Midlife-Generation „not amused at all“.

Das „Existenzgewissen“ und die Kunst „das Selbst zu sein, das man in Wahrheit ist“

Sache der Ethik ist es, „das Gut umfassend gelungenen guten Lebens“¹⁹ zu bedenken, und weil es ein gutes Leben nicht ohne

gute Entscheidungen gibt, widmet sich Ethik eben auch eigens dieser Frage. Zufall ist es jedenfalls nicht, dass, wenn innerhalb eines ethischen Diskurses das Stichwort „Entscheidung“ fällt, Mal um Mal auch das Stichwort „Gewissen“ fällt.

Eine uns gewohnte Sicht versteht unter Gewissen ein „Organ“ (Robert Spaemann), das uns auf der Handlungsebene leitet. Doch ist das alles, was „das komplexe Phänomen²⁰ Gewissen ausmacht? Sicher nicht, denn – und wer kennt diese Erfahrung nicht?! – die „Stimme“ des Gewissens spricht zu uns – so gewiss sie auf der Handlungsebene spricht, so gewiss auch auf der Existenzebene. Und das ist bekanntermaßen die Ebene unseres Lebens, wo es um das Ganze unseres Daseins geht und damit um die ganz entscheidende Frage, wer wir denn überhaupt als dieser einzelne Mensch durch unsere Lebensführung sein sollen und wollen. Recht haben daher diejenigen, die wie etwa der einstige Münchener Religionsphilosoph Eugen Biser (1918–2014) ein so genanntes „Existenzgewissen“ als in jedem Menschen existent annehmen und die These vertreten, dieses sei die eigentliche uns in dem Bemühen leitende Instanz, den Sinn unserer einmaligen wie einzigartigen Existenz nicht zu verfehlen.²¹

In Gestalt des „Existenzgewissens“ ist dem Menschen so etwas wie ein inneres Geleit vergleichbar einem Kompass mit auf den Lebensweg gegeben, das ihn auf seiner Wegsuche begleitet und bei der Wahl seiner Lebensrichtung dienlich sein soll. „Leben ist ... schrittweises Finden des unoperierbar eigenen Weges.“²² So sagt es treffend der Eichstätter Pastoralpsychologe und -theologe Erwin Möde (* 1954). Und es ist das „Existenzgewissen“, das als chronisch waches Gewissen darüber wacht und als Instanz darauf insistiert, dass wir uns nicht von dem Weg abbringen lassen, welcher der ureigene Weg unseres Lebens werden und sein soll. Dieses Gewissen mahnt und warnt uns, wo wir Gefahr laufen, von diesem Weg abzukommen.

Von dem, was dabei auf dem Spiel steht, erzählt eine kleine Geschichte aus der Frömmigkeit des Chassidismus, jener in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im osteuropäischen Raum sich ausbildenden und ausbreitenden Bewegung innerhalb des Judentums. In dieser Geschichte dreht sich alles um die Frage, wie das wohl einmal sein wird, wenn der Mensch nach seinem Tod seinem Gott im Gericht gegenüber stehen wird. Da dies für die Chassidim die wohl wichtigste Frage ist, hat diese Geschichte denn auch den Titel „Die Frage der Fragen“ und lautet:

Vor dem Ende sprach Rabbi Sussja: „In der kommenden Welt wird man mich nicht fragen: Warum bist du nicht Mose gewesen? Man wird mich fragen: ‚Warum bist du nicht Sussja gewesen?‘“²³

Der Lebensweg eines jeden Menschen steht unter dem Vorzeichen einer unverwechselbaren Bestimmung und Berufung. Leben heißt den Weg dieser Bestimmung und Berufung gehen. So sieht die erzählende Logik dieser chassidischen Geschichte die Dinge, und ihre Sicht der Dinge kann auch vor dem Forum heutigen Lebens nachvollziehbar erscheinen. Ganz entscheidend geht es in unserer jeweiligen Existenz darum, „das Selbst zu sein, das man in Wahrheit ist“, wie es Sören Kierkegaard (1813-1855) häufig genug in seinen Schriften betont hat.²⁴

Dass die Lebenskunst, „das Selbst zu sein, das man in Wahrheit ist“, keine kleine Sache ist, hat der dänische Religionsphilosoph klar gesehen, und jemand, der später die Sicht des dänischen Denkers unbedingt teilte, ist Henry Miller (1891-1980) gewesen. Er schrieb einst die Sätze: „Du selbst zu sein, nur du selbst ist eine große Sache. Aber wie macht man das, wie bringt man das fertig? Das ist der schwerste Trick von allen!“²⁵

Man bringt es fertig, wenn man auf das hört, was das „Existenzgewissen“ uns wissen lässt. Dessen Stimme will uns davor bewahren, so zu leben, dass eines dann

schlechten Tages der, der ich geworden bin, traurig den grüßen muss, der ich hätte werden sollen und werden können. Und dessen Stimme will uns auch den Mut zusprechen, den es braucht, damit wir uns auch wirklich trauen, das Selbst zu sein, das wir wirklich sind – was heißt: ein unverwechselbares „Original“.

„Bin ich wirklich ich selbst oder bin ich wenigstens dabei, es zu werden?“ lautet denn auch die alles entscheidende Frage, die uns bzw. vor die uns unser „Existenzgewissen“ stellt. Wenn ich mir diese Frage gestellt sein lasse, kann ich nicht umhin, von Zeit zu Zeit das Handwerk meines Lebens zu überprüfen, und zwar darauf, ob es nach wie vor dazu taugt, verlässlich dafür zu sorgen, dass meine Existenz im Zeichen der Verwirklichung meiner selbst steht und nicht im Zeichen der Verweigerung und Verfehlung meiner selbst. Grund genug, der Stimme des Existenzgewissens unbedingt Gehör zu schenken, ist damit allemal gegeben.

Vielleicht macht die „Multioptionsgesellschaft“ früher oder später aus uns allen Menschen, die sich – um es mit dem Titel des bekannten Buch-Bestsellers von Richard David Precht (* 1964) zu sagen – unentwegt glauben fragen zu müssen: „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“²⁶, gäbe das doch die passgenaue Identität ab, die jedem Mitglied einer „Multioptionsgesellschaft“ gut zu Gesicht stünde. So ist das eben. Doch ist das gut so?

In modernen Gesellschaften ist jedes ihrer Mitglieder „in Personalunion Drehbuchautor, Regisseur und Hauptdarsteller des eigenen Lebens“²⁷. Das stellt eine echte Lebensaufgabe dar, die erst einmal bewältigt sein will. Jenes weltberühmte Wort „All the world's a stage, / And all the men and women merely players ...“, das William Shakespeare (1564-1616) in seinem Theaterstück „As You Like It“ [„Wie es euch gefällt“] dem über das Leben und die Welt philosophierenden Lord Jacques in den Mund gelegt

hat, trifft da voll und ganz zu. Whether we like it or not. Es verhält sich stets so, dass auf der Bühne des Lebens wie auf der Bühne eines Theaters stets nur ein Stück „at the same time“ aufgeführt werden kann. Unsere Freiheit hat allen Grund, sich dieser notwendigen Sicht gegenüber vorbehaltlos zu öffnen. Denn Freiheit ist „Einsicht in die Notwendigkeit“ (Georg Wilhelm Friedrich Hegel). Ganz sicher auch in diese.

Anmerkungen:

- ¹ Theunissen, Michael: Der Begriff Ernst bei Søren Kierkegaard (SYMPOSITION. Philosophische Schriftenreihe; Band 1). Freiburg/München 1958.
- ² Gross, Peter: Multioptionsgesellschaft (edition suhrkamp. Neue Folge; Band 917). Frankfurt am Main ¹⁰2005.
- ³ Meckel, Miriam: Das Glück der Unerreichbarkeit. Wege aus der Kommunikationsfalle. Hamburg ⁵2008, 67.
- ⁴ Rilke, Rainer Maria: „Neue Gedichte“ (1907), in: Ders.: Sämtliche Werke. Herausgegeben vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke besorgt durch Ernst Zinn, 6 Bände. Frankfurt am Main 1987, Bd. 1, 479-554, 505.
- ⁵ Vgl. Schmid, Wilhelm: Philosophie der Lebenskunst (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1385). Frankfurt am Main 1998, 188-238.
- ⁶ Zitiert nach: Gerl-Falkovitz, Hanna-Barbara: Die Stimme der Religionen. Kann man sterben lernen?, in: Christophorus Hospiz Verein e.V., München (Hrsg.): CHV aktuell Nummer 57 – Mai 2009, 20-24, 22.
- ⁷ Mercier, Pascal: Nachtzug nach Lissabon. Roman. München – Wien 2004, 29.
- ⁸ Heidegger, Martin: Der Feldweg. Frankfurt am Main 1989, 24.
- ⁹ „Mit dem Ende rechnen“. Ein Gespräch mit dem Systematiker Medard Kehl über die „letzten Dinge“, in: Herder Korrespondenz 53 (1999) 447-452.
- ¹⁰ A. a. O. 449.
- ¹¹ Claudius, Matthias: Sämtliche Werke. Nach dem Text der Erstausgaben (Asmus 1775-1812) und den Originaldrucken (Nachlese) samt den 10 Bildtafeln von Chodowiecki und den übrigen Illustrationen der Erstausgaben. Verantwortlich für die Textredaktion: Jost Perfahl. Mit Nach-

wort und Bibliographie von Rolf Siebke, Anmerkungen von Hansjörg Platschek sowie einer Zeittafel. Lizenzausgabe für die Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt. Darmstadt ⁷1989, 248.

- ¹² Bonhoeffer, Dietrich: Werke. 17 Bände und 2 Ergänzungsbände. Hrsg. von Christian Gremmels, Eberhard Bethge, Renate Bethge und Ilse Tödt. Gütersloh 1986-1999, Band 8, 359.
- ¹³ Engelmann, Julia: Eines Tages, Baby. Poetry-Slam-Texte. Mit Illustrationen der Autorin. München 2014.
- ¹⁴ A. a. O. 18-23, 19.
- ¹⁵ A. a. O. 42-45, 43.
- ¹⁶ A. a. O. 71-75, 72f.
- ¹⁷ Kohl, Walter: Leben was du fühlst. Von der Freiheit, glücklich zu sein. Der Weg der Versöhnung, Berlin – München 2013, 10.
- ¹⁸ Vgl. Sill, Bernhard – Bubmann, Peter: Schritte durch die Lebensmitte. Facetten christlicher Lebenskunst. Gütersloh 2013.
- ¹⁹ Demmer, Klaus: Deuten und handeln. Grundlagen und Grundfragen der Fundamentalmoral (Studien zur theologischen Ethik; Band 15). Freiburg/Schweiz und Freiburg im Breisgau 1985, 43.
- ²⁰ Böckle, Franz: Zur Kompetenz des Gewissens, in: Ders.: Ja zum Menschen. Bausteine einer Konkreten Moral. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Gerhard Höver. München 1995, 43-53, 46.
- ²¹ Vgl. Biser, Eugen: Der inwendige Lehrer. Der Weg zu Selbstfindung und Heilung (Serie Piper 1852). München 1994, 135-137.
- ²² Möde, Erwin: Schrittweises Finden des eigenen Weges, in: DENKEN + GLAUBEN. Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten Nr. 119 / Juni 2002, 3-9, 3.
- ²³ Buber, Martin: Die Erzählungen der Chassidim (Manesse Bibliothek der Weltliteratur). Zürich 1954, 391.
- ²⁴ Vgl. Eisenstein, Michael: Selbstverwirklichung und Existenz – ethische Perspektiven pastoralpsychologischer Beratung unter besonderer Berücksichtigung S. Kierkegaards (Dissertationen: Theologische Reihe; Band 13). St. Ottilien 1986.
- ²⁵ Miller, Henry: The Smile at the Foot of the Ladder, New York 1948, dt.: Das Lächeln am Fuße der Leiter. Frankfurt am Main 1983, 34.
- ²⁶ Precht, Richard David: Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? Eine philosophische Reise. München 2007.
- ²⁷ Schramm, Michael: Das Gottesunternehmen, Die Kirche auf dem Religionsmarkt. Leipzig 2000, 23.

Nicole Hennecke

10 gute Gründe in der Kirche zu sein

Ein Zwischenruf im kirchlichen Alltagsgeschäft

Eingangsfrage

Würden Ihnen 10 gute Gründe einfallen, in der Kirche zu sein? Oder fällt es Ihnen vielleicht leichter, 10 gute Gründe zu nennen, nicht in der Kirche zu sein?

Kleine rote Leporellos in der Stadtkirche St. Dionys in Esslingen enthalten gleich zehn Gründe der ersten Variante. Es ist eine Aktion der evangelischen Kirche in Esslingen. Sie wurde 2003 von einer Arbeitsgemeinschaft entwickelt, welche von der Bezirkssynode den Auftrag erhalten hatte, die evangelische Kirche in Esslingen in Richtung Citykirche zu entwickeln. Dazu gehörte im Weiteren der Aufbau einer so genannten „Kontaktstelle Kirche“, die jeden Samstag zwischen 10 und 12 Uhr einen Anlaufpunkt bietet für „Gespräch, Information und Kircheneintritt“. Für diese Kontaktstelle sind die Leporellos das Hauptwerbemittel.¹

Tatsächlich sind die auffälligen Faltblätter ein Blickfang, der zu einem überraschend erfrischenden Perspektivwechsel einlädt, dem in diesem Beitrag nachgegangen werden soll.

Werbung nach außen – Anspruch nach innen

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass sich die öffentliche Aufmerksamkeit vornehmlich auf den Kirchenaustritt richtet. Dieser geriet im Jahr 2010 durch den Missbrauchsskandal besonders in der katho-

lischen Kirche in den Vordergrund, denn das Öffentlichwerden zog eine Welle an Austritten nach sich, sodass die Austrittszahl von 123.681 Katholiken im Jahr 2009 auf 181.193 im Jahr 2010 anstieg². In den nächsten beiden Jahren zeigten sich die Zahlen zwar wieder leicht rückläufig, aber unter Hinzunahme der Zahl an Beerdigungen zu den Austritten zeigt sich, dass diese immer weit über der Zahl an neuen „Mitgliedern“ durch Taufe, Wiederaufnahme und Eintritt liegt.³

Diese Zahlen bieten nun Gelegenheit zu vielfältiger Auseinandersetzung. Auf katholischer Seite gehört dazu vor allem die Diskussion, wie mit ausgetretenen Personen von Seiten der Pastoral umzugehen ist und welche kirchenrechtlichen Konsequenzen ein Kirchenaustritt nach sich zieht. Seltener fällt der Blick auf die soziologischen Umstände und Hintergründe von Menschen, die aus der Kirche ausgetreten sind und noch seltener auf diejenigen, die nicht ausgetreten sind. Letztere Personen-Gruppe sowie das Thema, Menschen für die Kirche zu interessieren und zu begeistern, sodass diese vielleicht in die Kirche eintreten, kommt selten bis gar nicht in der öffentlichen Wahrnehmung vor.

Daher verdient der erwähnte Leporello Aufmerksamkeit. Die „10 gute[n] Gründe in der Kirche zu sein“ sprechen bewusst nicht vom „Bleiben“. Von der Ausrichtung der Kontaktstelle der Esslinger Citykirche steht das Wecken von Neugierde auf die Kirche im Mittelpunkt, um durch Gespräch und Information die Möglichkeit zum Kircheneintritt zu geben. Es geht also um Werbung für die Kirche. Sie interessant zu machen. Dies geschieht durch plakative und abgrenzende Gegenüberstellungen von Begriffen, mit denen Einstellungen und Gefühle beschrieben werden:

- Hoffnung statt Zukunftsangst
- Besinnung statt Hektik
- Halt statt Uferlosigkeit
- Klarheit statt Gleichgültigkeit
- Auftanken statt Abstottern
- Wertschätzung statt Bewertung
- Solidarität statt Egoismus

- Gemeinsamkeit statt Einsamkeit
- Vergebung statt Verdrängung
- Kulturelle Aufgeschlossenheit statt Einseitigkeit

Auf dem kleinen Format des Leporellos wird der jeweilige Grund ergänzt um kurze erläuternde Sätze. Im Folgenden werden fünf der zehn Gründe näher vorgestellt und kommentiert.

Hoffnung statt Zukunftsangst

Die Hoffnung gründet – so die begleitenden zwei Sätze – in der frohen Botschaft des Evangeliums, welches „von der Liebe Gottes zu den Menschen und zu seiner Schöpfung“ spricht. In guter evangelischer Tradition wird also eine Haltung im direkten Zusammenhang mit der Schrift zum Ausgangspunkt der vielfältigen Begründung, warum es gut ist, in der Kirche zu sein. Überraschend ist jedoch die weitere Bemerkung: „Angesichts des Leids und des Bösen in der Welt ist es nicht immer leicht, darauf zu vertrauen.“ Der Realismus, der aus dieser Aussage spricht, ist mutig gewählt, denn Werbung vermeidet es doch in aller Regel, Schwächen des zu bewerbenden Objekts oder Subjekts zu benennen. Vielmehr wird dieses in all seinen positiven Eigenschaften präsentiert, währenddessen Schwächen und Fehler außen vor gelassen werden. Die hier gesetzte Bemerkung legt dabei Zeugnis ab von einer christlichen Grundhaltung, zu hoffen wider alle Hoffnungslosigkeit, und weist damit direkt ins Zentrum christlichen Glaubens, der Auferstehung Jesu Christi. So kann die benannte Zukunftsangst bereits durch das Lesen der Tagesnachrichten entstehen, in denen so oft von Krieg, Klimakatastrophe, Arbeitslosigkeit und mangelnder Alterssicherung die Rede ist. Doch die existentielle Erfahrung von Leid vor allem durch den Verlust eines geliebten Menschen geht noch darüber hinaus und lässt an der oftmals zu leichtfertig dahingesagten Liebe Gottes zu den Menschen zweifeln. Es bedarf an dieser Stelle vor allem einer

Ernsthaftigkeit der Rede vom Tod Jesu, der sowohl für Gott als seinen Vater wie auch für seine Jünger und Jüngerinnen eine solche Verlusterfahrung bedeutete. Besonders die biblische Erzählung der beiden Jünger aus ihrem Weg nach Emmaus bezeugt die Möglichkeit der Hoffnung, die sich aber angesichts von Enttäuschung und Zukunftsangst nicht leichthin einstellt.

Hier wird ein Moment sichtbar, welches sich durch alle zehn Gründe zieht. Es handelt sich auf der einen Seite um Werbung nach außen, auf der anderen Seite beinhalten die Gründe zugleich einen Anspruch nach innen, dies auch zu leben. Denn erst die eigene Erfahrung dieser Einstellungen und Gefühle wird jemanden überlegen lassen, das Gespräch zu suchen und sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, in die Kirche einzutreten.

Besinnung statt Hektik

Gegenüber dem ersten Grund klingt der zweite, besonders in den Zeiten eines ausgeprägten Wellness-Trends, gewohnter und zugleich eingängiger. Er erinnert an Werbung für eine Auszeit im Kloster, in der dem hektischen Alltag und der Betriebsamkeit Besinnung und Achtsamkeit für die eigenen Bedürfnisse gegenüber gestellt werden. Die Verfasser lenken jedoch den Blick ausgewählt auf Kirchen im Allgemeinen als „zweckfreie Räume, stille Oasen“, in denen „Sie zur Ruhe kommen und Gottes Gegenwart spüren“ können. Der angesprochenen Person wird in Aussicht gestellt, Kirchen als eine besondere Art von Raum zu erleben, in dem es möglich ist, Gottes Gegenwart zu erfahren, das heißt zunächst einmal, ruhig zu werden, hinzuhören sowie gedanklich nicht schon beim nächsten Termin, sondern im Jetzt zu sein. Eine Haltung, die der Übung, vielleicht auch der Anleitung bedarf, die aber vor allem von innerkirchlicher Seite als mögliche Erwartung wahrgenommen werden sollte.

Damit wiederum lenkt dieser Grund den Blick auch auf die innerkirchliche Sicht, auf

das Verhältnis von Tourismus und Religion. Wolfgang Isenberg fragt in einem Beitrag zu diesem Thema nach der Aufmerksamkeit, die Besucherinnen und Besucher der Gotteshäuser innerkirchlich verdienen.⁴ „Für jeden zweiten Bundesbürger zählt der Besuch von Kirchen und Klöstern zu den beliebtesten Aktivitäten im Urlaub.“⁵ Diese hohe Wertschätzung von Kirchenräumen – immerhin ein Drittel der Personen kommt aus religiösen Motiven – beinhaltet in Zusammenhang mit der Berücksichtigung des näheren Profils der Kirchenbesucher im Urlaub⁶ die Chance und die Aufgabe, mit den jeweiligen Erwartungen der Besucher und Besucherinnen umzugehen und dazu passende Angebote zu entwickeln. Dieses Aufgabenfeld bedarf auch deshalb einer großen Aufmerksamkeit, weil bereits jetzt zu einem großen Teil Sinnfragen von der Tourismusbranche bedient werden, allerdings ohne religiöse Bezüge oder Rückbindungen.⁷

Klarheit statt Gleichgültigkeit

Wie bereits beim Begriff der Hektik sind auch zur Haltung der Gleichgültigkeit vielfältige Assoziationen naheliegend: eine Haltung, die Abstand hält zu gesellschaftlichen Problemen und Missständen, sich nicht angesprochen fühlt, selbst aktiv zu werden. In der Erinnerung präsent sind Berichte und Bilder von Gewaltausbrüchen, bei denen Personen schwer verletzt werden und Passanten wegschauen, anstatt Zivilcourage zu zeigen.

Gleichgültigkeit lässt aber auch denken an die nicht enden wollende Zahl von Opfern, die bei dem Versuch, das Mittelmeer von Afrika nach Europa zu überqueren, gestorben sind. Die Berichte über diese Schicksale scheinen inzwischen zur Gewohnheit geworden zu sein. Dem stellt sich kirchliche Verkündigung immer wieder entgegen. Besonders eindrücklich wurde dies durch die Äußerungen von Papst Franziskus, der auf der ersten Reise seines Pontifikates die italienische Insel Lampedusa besucht hat, die

tagtäglich mit dem Schicksal der Flüchtlinge konfrontiert ist. In seiner Predigt auf der Insel kritisierte er eingehend die allgemeine Gleichgültigkeit, die jede Verantwortlichkeit von sich weist: „In dieser Welt der Globalisierung sind wir in die Globalisierung der Gleichgültigkeit geraten. Wir haben uns an das Leiden des anderen gewöhnt, es betrifft uns nicht, es interessiert uns nicht, es geht uns nichts an!“⁸

Es geht um eine klare Haltung entgegen aller durch Gewohnheit wachsenden Gleichgültigkeit. Dabei ist das Handeln rückgebunden an den Glauben, der aber „kein bloß theoretisches Verstehen von zu glaubenden Inhalten oder Lehren [ist], sondern wesentlich Handeln“⁹, sodass sich letztlich Orthodoxie und Orthopraxie wechselseitig durchdringen.

Insofern Klarheit werbend als Eigenschaft von Kirche präsentiert und der Gleichgültigkeit entgegengehalten wird, wird darin wiederum der hohe Anspruch für Christen und Christinnen deutlich, da sie gefordert sind, diese Klarheit zu leben.

Die Klarheit wird also der Gleichgültigkeit entgegengesetzt und zwar mit dem Ziel, dass christliche Werte deutlich werden sollen, „Friedfertigkeit und Mut zur Wahrheit, Nächstenliebe und Ehrfurcht vor dem Leben“. Dies bedeutet, Position zu beziehen, Partei zu ergreifen, vor allem für die Schwachen und Benachteiligten der Gesellschaft. Eine stets aufs Neue herausfordernde Aufgabe, der die Kirche – wie es auch die Verfasser im Leporello eingestehen – nicht immer gerecht wurde.

Wertschätzung statt Bewertung

Dies knüpft direkt an den sechsten Grund an. Ein klares Eintreten für die genannten Werte steht im Dienst der Wertschätzung des Menschen. Auch dieser Grund enthält eine entlastende Botschaft für den Leser und die Leserin, indem er ein Gegenmodell zur allgegenwärtigen Bewertung der eigenen Person entwirft. Eine auf Leistung ausgerichtete Gesellschaft lebt zu großen

Teilen von Bewertungen. Diese können helfen, eigene Schwächen und Stärken zu erkennen und zu verändern, sie werden aber auch vielfach als Druck erlebt und können das Selbstwertgefühl einer Person verletzen.

Zum Beispiel sind im Internet Bewertungen überall anzutreffen. Sie beziehen sich auf Gegenstände genauso wie auf Personen. Wie verhält es sich aber mit falschen Behauptungen, die leicht großen Schaden an der Reputation einer Person anrichten können? Der Bundesgerichtshof verhandelte dazu im Juni 2014 den Fall, dass jemand über ein Bewertungsportal falsche Behauptungen über einen Arzt verbreitet hat. Inwiefern Bewertungen im Internet von Personen hilfreich sind, kann und soll an dieser Stelle nicht ausdiskutiert werden, aber es bietet in diesem Beitrag einen Denkanstoß über deren Sinnhaftigkeit und den Umgang mit Bewertungen von Personen im Allgemeinen. Im Vergleich zur Haltung, die Jesus in den Evangelien Menschen entgegenbringt, von denen sich die Gesellschaft bereits ein festes Bild gemacht hatte, erscheinen sie fragwürdig, denn er wendet sich gerade denen zu, die besonders weit unten im Ansehen der Gesellschaft standen. Erinnert sei beispielhaft an den Zöllner Lazarus (Mt 22,23-30), dessen Berufskollegen Zachäus (Lk 19,1-16) oder die Begegnung Jesu mit der Frau, die nur als Sünderin bezeichnet wird (Lk 7,36-50).

Diese wertschätzende Haltung gegenüber der Würde eines jeden Menschen, die - theologisch gesprochen - in dessen Gotesebenbildlichkeit begründet liegt, bildet einen werbenden Zuspruch der einzelnen Person gegenüber. Wertschätzung als guter Grund in der Kirche zu sein. Zugleich liegt darin Anspruch und Herausforderung für diejenigen in der Kirche, jedem Menschen, ob nun Kirchenmitglied oder nicht, diese Wertschätzung entgegen zu bringen.

Vergebung statt Verdrängung

Zuletzt soll der neunte Grund in den Blick genommen werden. Im erläuternden Text

schreiben die Verfasser, dass Konflikte zum menschlichen Leben dazugehören. Jesus habe jedoch dazu ermutigt, zu Fehlern zu stehen und einander zu vergeben. „Beichte und Abendmahl können Befreiungserfahrungen sein. Solche Erfahrungen helfen Menschen in der Kirche, sich auf Neuansätze einzulassen und so Konflikte zu bewältigen.“

Es wurde mehrfach deutlich, dass die genannten Gründe ein Ideal skizzieren, aber nicht realitätsfern dargestellt werden. Sie benennen an verschiedenen Stellen, dass Kirche oftmals hinter dem Ideal zurückgeblieben ist bzw. zurückbleibt. Allerdings fällt es nach dem Missbrauchsskandal vor allem in der katholischen Kirche im Jahr 2010 nicht leicht, Vergebung als einen guten Grund zu nennen, in der Kirche zu sein. Bedarf nicht zuerst die Kirche selbst der Vergebung? Nicht zu Unrecht wird dies bei vielen Personen Kopfschütteln auslösen, demnach die Kirche zunächst vor der eigenen Türe kehren solle. Beide Perspektiven sind hier im wahrsten Sinn des Wortes notwendig. Zum einen die Einsicht in und Beschäftigung der Kirche mit ihrer eigenen Schuld. Sie selbst ist als Ganze stets „der Buße und Erneuerung“ (Lumen Gentium 8,3) bedürftig. Dabei darf sie aber auch nicht den einzelnen Menschen aus den Augen verlieren, der mit Scheitern und Schuld in seinem Leben konfrontiert ist und womöglich der Vergebung bedürftig ist. Dies erinnert an das Thema des Umgangs mit wiederverheiratet Geschiedenen. Hier wird mehrfach in der aktuellen Diskussion der Blick auf Vergebung und Heilung von Schuld gelenkt¹⁰ - ein bereichernder Ansatz gegenüber der alleinigen Fokussierung auf Schuld und Strafe und zugleich ein Ansatz für den von Medard Kehl angesprochenen Perspektivwechsel, für den es auf der strukturellen Ebene einer angstfreien Aufmerksamkeit für die gesellschaftliche Öffentlichkeit sowie einer offeneren Kommunikation innerhalb des Volkes Gottes bedürfe.¹¹

Was bleibt?

Es wird heute nicht mehr als Schicksal empfunden, in der Kirche zu sein. Es bildet keinen unhinterfragten Zustand. Es bedarf vielmehr guter Argumente. Dies gilt umso mehr, wenn Menschen für Kirche interessiert werden sollen. Die „10 gute[n] Gründe in der Kirche zu sein“ bilden ein Beispiel dafür, wie Neugierde und Aufmerksamkeit geweckt werden kann.

Die ausgewählte nähere Betrachtung einzelner Gründe hat gezeigt, dass die verschiedenen plakativ formulierten Gründe eine Vielzahl an Themenbereichen ansprechen und untereinander in Bezug stehen. Dabei sind die genannten Gründe nicht nur Werbesätze nach außen hin, sondern immer zugleich Anknüpfungspunkte einer kritischen innerkirchlichen Überprüfung in Form einer werbenden Selbstverpflichtung.

Pfarrer Schaal-Ahlers von der Citykirche in Esslingen berichtete, dass die Reaktionen auf die Aktion „10 gute Gründe in der Kirche zu sein“ überwiegend positive Reaktionen hervorruft. Die Gründe seien vielfach aufgenommen und dabei auch variiert und überarbeitet worden. Kritik erfuhr die Aktion unter anderem in der Weise, dass sich jemand dagegen gewehrt habe, dass Kirche mit den Schwachen solidarisch sein wolle. Richtig sei vielmehr, dass viele Kirchenmitglieder selbst schwach und der Hilfe bedürftig seien. Eine andere Form der Kritik zeigte sich anhand eines aufgestellten Roll-Ups mit der Aufschrift der Aktion. Dort hat jemand vor „in der Kirche“ ein „nicht“ hinzugefügt und eine andere Person hat die Aussage ergänzt um: „Jedenfalls nicht als Mitarbeiter.“ Der Pfarrer kommentierte dies mit dem Hinweis, dass es sich bei diesen Ergänzungen um Graffiti handele, was wiederum Kommunikation im öffentlichen Raum sei, deshalb „lassen wir das Roll-Up stehen und freuen uns an der kleinen ekklesiologischen Diskussion“.

Es ist eine gute Möglichkeit ins Gespräch zu kommen.

Anmerkungen:

- ¹ Die Auskünfte zur Aktion stammen freundlicherweise von Pfarrer Peter Schaal-Ahlers. Er ist Pfarrer für die Citykirche und Pfarrer der Stadt- und Frauenkirchengemeinde Esslingen. Er wies auch darauf hin, dass die Leporellos das einzige sind, was Brautleute regelmäßig mitnehmen.
- ² Vgl. zu den statistischen Zahlen: www.dbk.de/zahlen-fakten/kirchliche-statistik/
- ³ So ergab sich auf evangelischer Seite ein Minus von 188.872 Personen und auf katholischer Seite ein Minus von 188.056 Personen. Vgl. ergänzend zu der Statistik der DBK: www.ekd.de/statistik/
- ⁴ Vgl. Wolfgang Isenberg, Neue Sinnfenster. Zum Verhältnis von Tourismus und Religion, in: HK 67 (2013) 586-591, 588.
- ⁵ Ebd.
- ⁶ In der Studie von Isenberg und Albrecht Steinecke ergab sich ein Profil in Form von „mehr Frauen, viele Paare und Alleinlebende, wenig Familien mit Kindern, höhere Bildung, höheres Einkommen, eher Rentner und Pensionäre“. (Steinecke/Isenberg, Religion und Tourismus, 2011). Vgl. dazu: http://www.domradio.de/sites/default/files/pdf/05_2011_pr_sentation_studie_spiritualit_t_im_urlaub_17_05_2011.pdf (Zugriff: 11.07.2014).
- ⁷ Vgl. Isenberg, HK, 591.
- ⁸ Papst Franziskus, Predigt beim Besuch auf der Flüchtlingsinsel Lampedusa, Sportplatz „Arena“ in Salina 08.07.2013, vgl.: http://w2.vatican.va/content/francesco/de/homilies/2013/documents/papa-francesco_20130708_omelia-lampedusa.html (Zugriff: 11.07.2014).
- ⁹ Saskia Wendel, „Handle danach, und du wirst leben“. Ein Rückblick auf das „Jahr des Glaubens“, in: HK 67 (2013) 565-569, 566.
- ¹⁰ Vgl. dazu Udo Friedrich Schmälzle, Es geht um Heilung. Für eine alternative Pastoral im Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen, in: HK 68 (2014) 348-353; Bertam Stubenrauch, Wiederverheiratete Geschiedene und die Sakramente. Ein Denkspruch zur dogmatischen Diskussion, in: StdZ 232 (2014) 346-347.
- ¹¹ Medard Kehl, Kirche auf der Suche nach neuer Glaubwürdigkeit, in: StdZ 229 (2011) 377-389. Vgl. auch: http://www.stimmen-der-zeit.de/zeitschrift/archiv/beitrag_details?k_beitrag=2980930&k_produkt=2976269 (Zugriff: 11.07.2014).

Europa und sein Pluralismus der Religionen: ein lernfähiger Kontinent?

1. Europa: ein Kontinent in Veränderung

1.1. Europa und seine Verantwortung

Der französisch-jüdische Philosoph Emmanuel Levinas (1906-1995) hat eine knappe und erstaunliche „Definition“ von Europa geboten: „Was ist Europa? Die Bibel und die Griechen.“¹ Die *Bibel* steht im Denken dieses Philosophen für die Herausforderung des Ethischen, die er als eine Verantwortung für den Anderen versteht und die mir zuruft: „Du wirst nicht töten“ oder „Du wirst deinen Nächsten lieben“. Die *Griechen* haben die Botschaft gebracht, dass die Verantwortung für den Anderen, für den Erstbesten in die objektive Wissenschaft, in das System und seine Strukturen, also ins Politische der Welt übersetzt werden muss. Beides kommt im Verständnis von Levinas in Europa zusammen. Der Philosoph verkennt dabei nicht, dass Europas Geschichte auch vom Versagen der Verantwortung bestimmt ist. „Die moderne Geschichte Europas ist eine ständige Versuchung eines ideologischen Rationalismus und von Experimenten, die durch ... Gewalt durchgeführt wurden.“² Dafür stehen die Namen von Auschwitz und Gulag, sie sind die namentliche Kurzform für die Schreckensherrschaft des deutschen Nationalsozialismus und des sowjetischen Stalinismus; in diesen Tagen fragen nicht wenige Menschen, ob der gegenwärtige „Putinismus“ eine Wiederbelebung des Stalinismus

sei. Freilich wird zu Europas gegenwärtigem Versagen von Verantwortung auch das zu zählen sein, wofür der Name Lampedusa steht und das Navid Kermani eine „Flüchtlingsbekämpfung“ genannt hat.³

1.2. Europa, seine Geschichte von Katastrophen und seine Fähigkeit zum Neubeginn

Europa ist ein eigener Kontinent nicht aufgrund seiner geographischen Lage, sondern aufgrund seiner Geschichte und seiner Kultur. „Die Bevölkerungsdichte gehört traditionell zu den höchsten der Erde. Eine Fülle von Völkern und Staaten wohnt hier auf engem Raum zusammen. Kleinräumigkeit ist ein typisches Merkmal des europäischen Lebens.“⁴ Dieser Vorteil hat in der Geschichte freilich auch seine Schattenseite. Denn die Zugänglichkeit des Kontinents lud zu Eroberung, Fremdbestimmung und Unterwerfung ein. So hatten sich die europäischen Völker der Eroberungsversuche durch Perser, Hunnen, Mongolen und Türken zu erwehren. Und im Binnenverhältnis der Völker Europas spielt die Kleinräumigkeit in der Geschichte ihre eigene Rolle. Die europäische Staatenwelt war und ist pluralistisch. Neben großen Reichen haben kleine Staaten oder Stadtstaaten ihre Rolle gespielt. Die Völker und Sprachen leben in räumlicher Nähe zueinander. In ihrem Binnenverhältnis gab und gibt es ein Nebeneinander ebenso wie ein Miteinander, aber eben auch ein Gegeneinander. Europa hat im 20. Jahrhundert große Katastrophen verursacht und erlitten. So nannte ein britischer Historiker im Blick auf die Geschichte des 20. Jh. Europa einen „dunklen Kontinent“⁵ Man könnte von einem „Kontinent der Schoa“ sprechen. Dies allerdings könnte verstellen, dass das nationalsozialistische Regime Deutschlands Urheber dieses unvergleichlichen Verbrechens war und Europa in dieses Verbrechen hineinzog.

Wenn Europa ein dunkler Kontinent war und es zum zentralen Ort der Schoa wurde, kann man dann von Europa als einem Kon-

continent der Lernfähigkeit oder des Dialogs sprechen? Im Eingedenksein der Opfer der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts zeigt sich eine andere Seite Europas. Es ist seine Fähigkeit, seinen Niederlagen und Katastrophen nachzudenken, damit eine Lernfähigkeit zu versuchen und einen neuen Beginn zu setzen. Ein solcher Neubeginn ist immer auch gefährdet. Rückfälle in historische Gegensätze sind nicht ausgeschlossen. Das bleibt zu bedenken. Unter dieser Voraussetzung kann man sagen: Europa ist auch ein Kontinent der Wiederannäherung ehemals verfeindeter Völker, ein Kontinent der Lernfähigkeit, ein Kontinent, der die errungene Annäherung durch Strukturen und Politiken aktiver Demokratien zu sichern sucht. Daneben hat Europa sich schließlich auch als ein Kontinent des philosophisch-theologischen Austauschs und des interreligiösen Dialogs erwiesen, der vor allem ein christlich-jüdischer Dialog ist.⁶ Es scheint Europa also nicht schlecht gerüstet zu sein für die Herausforderung durch den Pluralismus der Religionen. Aber seine Lernfähigkeit bleibt zu prüfen.

2. Europa – herausgefordert durch den Pluralismus der Religionen

Die Tatsache der Vielzahl von Religionen gehört schon lange zur Welt. Dieses Wissen blieb jedoch für Mitteleuropa lange Zeit eher abstrakt. Es stand für eine ferne Wirklichkeit, mit der man in Mitteleuropa selbst kaum in Berührung kam. Es war eine Sache der Religionswissenschaft, aber nicht Erfahrung des Lebens. Das aber hat sich in den zurückliegenden Jahrzehnten geändert. In Mitteleuropa stand bis zur Katastrophe der Schoa eine große christliche Mehrheit einer kleinen jüdischen Minderheit gegenüber

Was bedeutet nun der Pluralismus von Religionen und Kulturen für Europa? Was sollen die Bürgerinnen und Bürger Europas als Christen von diesem Pluralismus halten? Ist dieser Pluralismus ein Geschick, das man in

den Grenzen einer Toleranz nur schmerzlich hinzunehmen hat, oder enthält er auch eine Chance christlicher Bewährung? Auf diese Fragen sei im Folgenden aus theologischer Sicht eingegangen.

2.1. Verunsicherungen in unseren Tagen

Es gehört zur Gemütslage eines traditionellen Katholiken, dass ihn vieles verwirrt, manches bedrängt und neue Erfahrungen herausfordern. Ein Zweifaches sei skizziert:

1. Der Katholik des zurückliegenden 20. Jahrhunderts galt im aufgeklärten Milieu der europäischen Säkularisten als rückschrittlich oder als ein Gegner von Aufklärung und Moderne. Er hatte in der Tat seine Not mit der Moderne gehabt. Und doch konnte er zu einem Frieden mit ihr finden. Dies geschah, wenn er die Überzeugung gewann, sein Glaube und die Moderne ließen sich miteinander verbinden. Die Glaubens-, Lehr- und Pressefreiheit hatte er innerlich zu bejahen gelernt; die Philosophie der Moderne war bei ihm „angekommen“, und er hatte gelernt, seine Bibel historisch-kritisch zu lesen. Und nun begegnet ihm wie von der Seite her ein neuer Zweifel gegenüber der Moderne in der Gestalt der Postmoderne. Sie hat tiefe Zweifel an den Leitbildern der Moderne aufkommen lassen: Gibt es tatsächlich einen Fortschritt in der Menschheitsgeschichte, wie die Moderne behauptete? Können Wissenschaft und Technik der Neuzeit jene Probleme lösen, die sie heraufbeschworen haben? Vermögen die großen Institutionen und Traditionen die Verheißungen noch einzulösen, die sie für sich in Anspruch nehmen? All dies ist vielen Menschen fraglich geworden. Sie sehen sich bedroht von der Zerstörung der Natur, von einer Ungerechtigkeit des freien Marktes, von der Unüberschaubarkeit der auf sie eindringenden Angebote dieses Marktes, von der unkontrollierbaren Macht der Internetgiganten. All dies wirkt auch auf den Bereich des Glaubens und der Religiosität ein. In vielen Ländern machen die Kirchen die Erfahrung der Entmachtung.

Die Entkirchlichung in Europa ist dramatisch. Auch wenn Erhebungen besagen, dass sich „noch ca. 80 % der Europäer zum Christentum bekennen“⁷, sind Christentum und Kirche in Westeuropa aus früheren privilegierten Positionen in Randstellungen abgedrängt. Mariano Delgado sieht den Grund dafür u.a. in einem Bündnis „von Antiklerikalismus, Freimaurerei und Multikulturalismus“, welches „mit dem Indifferentismus und der inneren Säkularisierung vieler christlicher Politiker“ rechnen darf, welche „die Toleranz mit der mangelnden Fähigkeit verwechseln, für ihre Werte klug und bestimmt einzutreten“. Wo viele Generationen die Welt des christlichen Glaubens als einen allgemeinen Lebensrahmen erfuhren, in einer biblisch geprägten Sprache und Bildwelt lebten und die Geschichten und Themen der Bibel kannten, ist jetzt vielerorts ein Vakuum entstanden; das Christliche erscheint immer mehr Menschen als absonderlich. Der feste Rahmen von Glauben, Ritus und Brauchtum der Kirche ist aus der Öffentlichkeit weithin verschwunden. Er ist ersetzt durch einen Markt vielfältiger Angebote von Weltanschauungen, Idolen, Sinnentwürfen, Mythen oder Religionen. Die genannten 80 Prozent der Europäer als Christen scheinen nur schwer vereinbar mit der ebenfalls zu bedenkenden Entwicklung, dass die Konfessionslosen in einigen Ländern wie z.B. in den Niederlanden oder der tschechischen Republik die Mehrheit bilden oder es – wie in Spanien – zu einem „ideologischen ‚Bürgerkrieg‘“ gekommen ist, wo militante Laizisten, die das Religiöse mit einem aggressiven Misstrauen ablehnen, „feueereifrigen Christen“ gegenüberstehen.⁸ Wo das Religiöse wie in den USA in der Öffentlichkeit präsenter ist, tritt es in einer bunten Vielfalt unterschiedlicher Traditionen, Konfessionen und Religionen auf. Die religiöse Unübersichtlichkeit der Postmoderne gilt weltweit. Sie ist zugleich zu einer Erfahrung in Europa geworden, was für nicht wenige Christen eine Verunsicherung darstellt.

2. Innerhalb der christlichen Glaubensgeschichte stehen wir im zweiten Jahrzehnt

des dritten Jahrtausends. Das Große Jahr 2000 war in der katholischen Kirche intensiv begangen worden. Sein besonderer Protagonist war Papst Johannes Paul II. Er hat für die Begehung des großen Jubiläums die Notwendigkeit der Gewissenserforschung unterstrichen. Es gehört zum biblischen Vorbild eines sogenannten Jubeljahrs, sich auch jener Ereignisse und Verhaltensweisen zu erinnern, die Versagen und Schuld bedeuten.⁹ Der Papst mahnte die europäischen Nationen und rief ihnen die Schuld und Irrtümer des imperialistischen Systems in Erinnerung. Er forderte vielfach eine Entschuldigung der verarmten Länder ein. Er wies aber auch darauf hin, dass für die Kirche selbst eine Gewissenserforschung und Reinigung des Gedächtnisses ansteht. Diese hat er in einem festlichen Gottesdienst mit Schuldbekennen und Vergebungsbitte am 12. März 2000, dem Ersten Fastensonntag, im Petersdom zu Rom auch liturgisch vor einer großen Weltöffentlichkeit bekräftigt.¹⁰ Das darin enthaltene Schuldbekennen im Verhältnis zum jüdischen Volk und Judentum wiederholte er bei seiner Israelreise vom 21. bis 26. März 2000; er steckte an der Westmauer von Jerusalem jüdischem Brauch gemäß dieses Gebet in einen Ritz der Mauer. Diese Bemühungen um die „Reinigung des Gedächtnisses“ machten ein Allgemeines der Glaubensgeschichte des Christentums augenfällig: „Nach zwanzig Jahrhunderten ‚Christentum‘ stehen wir verwirrt vor den vielen widersprüchlichen Auslegungen des Evangeliums. Im Namen dieses Evangeliums hat man Armut wie Reichtum, Inquisition wie Martyrium, die Veränderung der Welt wie ihre Verachtung, Kolonisation wie Kooperation gerechtfertigt ... Die Identitätskrise hat hier eine ihrer hauptsächlichsten Wurzeln.“¹¹

2.2. Dialog als Antwort auf Pluralismus und Geschichtsbewusstsein

Die bestimmende Erfahrung unserer Gegenwart ist: Auf dem Planeten Erde finden sich viele Völker und Nationen, Kulturen

und gesellschaftliche Systeme, Weltanschauungen und Religionen. Frühere Generationen hatten eine *Ahnung* dieser Vielfalt, heute *erfahren* wir diese Vielfalt auf relativ kleinem Raum. Für Christinnen und Christen hat sich intensiv zur Erfahrung gebracht, dass das Christentum nicht mehr unwidersprochen einen zeitlosen und weltumgreifenden Glaubensanspruch erheben kann. Es erscheint als *eine* Instanz unter anderen. Das ist seine Kränkung.

Weiterhin ist in das Bewusstsein der Christen gedrungen, dass z.B. das Judentum den Verfolgungen der Geschichte und der furchtbaren Tragödie des 20. Jh. zum Trotz nach wie vor da ist. Es ist unübersehbar geworden, dass es nicht als eine überholte Vorgeschichte des Christentums verstanden werden kann. Das Da-sein des Judentums wird seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil von 1962 bis 1965 als ein „Zeichen der Zeit“ im Heilsplan Gottes und als Zeichen der Treue des Gottes Israel zu seinem Volk verstanden. Die Kirchen begegnen dem Judentum neu. Es gibt seit mehr als vierzig Jahren auf Weltebene ein Internationales katholisch-jüdisches Verbindungskomitee. In mehreren europäischen Ländern haben Bischofskonferenzen eigene Kommissionen des Dialogs mit dem Judentum gebildet. Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit pflegen die christlich-jüdische Beziehungen auf lokaler Ebene. In Deutschland ist es diesen Gesellschaften gelungen, die Tradition der jährlichen „Woche der Brüderlichkeit“ bis heute durchzutragen und ein öffentliches Interesse dafür zu mobilisieren, wohingegen diese Tradition in den USA, von woher sie 1952 nach Deutschland transferiert wurde, schon viele Jahre erloschen ist. Freilich sind die Anstrengungen der Theologie in den USA zur kritischen Überprüfung der religiös-traditionellen Sicht des Judentums erheblich.¹² Und im Blick auf die christlich-jüdische Gesamtbeziehung kann man von einer Weltenwende sprechen – von einer Haltung der Verachtung hin zu einer Haltung des Respekts.¹³

Christen und Kirchen in Europa begegnen auch den Anhängern des Islam und anderer Religionen. So leben z.B. in Deutschland Christen mit Muslimen¹⁴ gesellschaftlich weithin noch nebeneinander her mit wenigen Berührungen. Aber muslimische Gebetsstätten und Moscheen sind neben christlichen Kirchen entstanden und scheinen intensiver besucht zu werden als die Kirchen. Es machen sich auch buddhistische Gemeinschaften bemerkbar. Der Ruf des Dalai Lama hat dem Buddhismus im Westen eine hohe Glaubwürdigkeit zugeführt, die ein fast epidemisches Interesse an buddhistischer Kultur und Meditation ausgelöst hat.

Die Haltung und Einstellung, die den Andersglaubenden, den Fremden gegenüber eingenommen werden soll, wird „Dialog“ genannt. Der Dialog hat vielfache Ausdrucksformen und Verwirklichungsweisen. Der Päpstliche Rat für den Interreligiösen Dialog versteht Dialog „auf rein menschlicher Ebene“ wechselseitige „Kommunikation, die... zu zwischenmenschlicher Gemeinschaft führt. Zum zweiten kann Dialog als eine Haltung des Respekts und der Freundschaft aufgefasst werden... Diese Haltung kann zu Recht als ‚Geist des Dialogs‘ bezeichnet werden. Zum dritten meint Dialog, und dies nun besonders im Kontext eines religiösen Pluralismus, alle ‚positiven und konstruktiven interreligiösen Beziehungen mit Personen und Gemeinschaften anderen Glaubens, um sich gegenseitig zu verstehen und einander zu bereichern‘ (Dialog und Mission 3)“. Für den Rat ist die konstruktive interreligiöse Beziehung der „Wahrheit“ und dem „Respekt vor der Freiheit“ verpflichtet. Dies beinhaltet die Möglichkeit des Zeugnisgebens, aber auch der „Entdeckung der jeweils anderen religiösen Überzeugungen.“¹⁵ Menschlich lebt der praktizierte Dialog von einer Einsicht, welche eine prominente deutsche Politikerin einmal auf die originelle Formel gebracht hat: „Ich bin Dein Fremder, Du bist mein Fremder.“¹⁶ Mit diesem Wort ist angezeigt: Ich beginne, mich selbst vom Fremden her

zu sehen. Das verändert mein Urteilen. Die Selbstverständlichkeit der Zentralität eigener Positionen wird angefragt. Ein Element von lernfähiger Selbstdistanz entsteht. Ich beginne wahrzunehmen, dass meine Denkmaßstäbe und Handlungsgrundsätze nicht die des Anderen sind. Diese subjektive Erfahrung verbleibt nicht im Privaten. Es dämmert mir, dass der Andere aufgrund seiner Kultur und seiner Religion anders ist und dass ich von ihm aufgrund meiner Kultur und Religion verschieden bin. In dieser neu gelernten Wahrnehmung ist die eigene Identität bzw. das Wissen um diese eigene Identität vorausgesetzt. Fremdheit lässt sich als Fremdes ja nur von dem erfahren, dem das Eigene vertraut ist; aus dem Unterschied zum Eigenen und Vertrauten entsteht erst der Eindruck bzw. die Erfahrung des Fremden.

In dieser neuen Erfahrung von Eigenem und Fremden ist ein „Zwischen“ ins Spiel gekommen. Neben meiner Identität und meinem Bemühen um das Eigene bin ich auf ein „inter“ gestoßen. Wir sprechen „bei aller Betonung nationaler Identitäten von Internationalität, bei aller Suche nach kultureller Identität von Interkulturalität, bei aller Zugehörigkeit und allem Bekenntnis zu einer bestimmten Religion von Interreligiosität.“¹⁷ Das Wort von der *Interreligiosität* macht nun darauf aufmerksam, dass die eine Religion nicht mehr das selbstverständlich verbindende Element unterschiedlicher Menschen ist. Die Religion bildet eine Differenz unter den Menschen. Eine Religion steht anderen Religionen gegenüber – in geglückten Geschichtsphasen mit wechselseitiger Achtung und mit Respekt, im misslungeneren Gegenüber mit Desinteresse, Vorurteil oder Feindseligkeit. Zur Interreligiosität gehört aber auch die Kontexterfahrung für die religiös bestimmten Menschen: Die Religion *als Religion* verbindet nicht einfach die Menschen unterschiedlicher Kulturen und Traditionen. Viele Menschen erblicken im Gegenteil in der Religion und in der Vielzahl der Religionen die Ursache menschlicher Zerstritten-

heit und eine Kernzelle des Unfriedens in der Welt. Manche neigen zu der Position: je weniger Religion in der Welt, umso weniger Streit ist in der Welt. Die Religion selbst steht im Widerstreit der Kräfte der Welt. Ihr Herausgefordert-sein besteht darin, dass sie einen wirksamen Beitrag des Verstehens und Kompromisses, der Nähe und Solidarität dort leistet, wo die Menschheit in eine konfliktbeladene Vielheit zerfällt und doch angesichts der Bedrohungen des Lebens auf unserem Planeten in einem gemeinsamen Boot sitzt.

2.3. Theologische Erwägungen zur Pluralismuserfahrung

Wenn man auf die Anfänge des Christentums schaut, dann erscheinen die Zeiten, als in Europa die große Mehrheit dem christlichen Glauben folgte, zwar als eine für die Kirche „komfortable“ Zeit; aber es wird auch deutlich: für das Zeugnis christlicher Existenz ist es nicht wesensnotwendig, dass die großen Mehrheiten der Menschen dem Christentum angehören. Der Ort, an dem ein europäischer Christ unserer Tage die Situation des christlichen Glaubens bedenkt, muss also nicht ein Ort der Defensive sein.¹⁸ Die heutige christliche Generation in Europa macht eine ähnliche Erfahrung, wie sie von den ersten Generationen des Christentums erlebt wurde: die einer Minderheit und eines Kontextes, der nicht christlich war. Die anderen Religionen waren bereits am Beginn des Christentums Thema und Herausforderung. Die Kirchenväter der ersten christlichen Jahrhunderte haben auf ihre Situation nicht resignativ oder defensiv reagiert. Sie anerkannten eine gewisse Wahrheitsfähigkeit der anderen Religionen. Oft galt ihre Anerkennung mehr dem religiösen Leben einzelner Gläubiger der anderen Religionen und weniger der Religion als einer eigenen Tradition. Die heutige Kirche geht in ihrem Verhältnis zu den anderen Religionen einen Schritt weiter. So fordert das Zweite Vatikanische Konzil die Gläubigen auf, „durch Gespräch

und Zusammenarbeit mit den Bekenner anderer Religionen sowie durch ihr Zeugnis des christlichen Glaubens und Lebens jene geistlichen und sittlichen Güter und auch die sozial-kulturellen Werte, die sich bei ihnen finden, an[zu]erkennen, [zu] wahren und [zu] fördern.“¹⁹ Diese implizite Anerkennung der Wahrheitsfähigkeit der anderen Religionen ist die Basis für eine grundsätzliche Pluralismusfähigkeit der Kirchen, wie sie im Dialog gelebt wird und zu der eine sich herausbildende Theologie der Religionen gehört.²⁰

Wenn der Dialog mit anderen Religionen als intellektuelles Projekt Sache und Aufgabe der Theologinnen und Theologen sind, was könnte dann die Aufgabe der „normalen“ Gläubigen in dieser Hinsicht sein? Der langjährige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland und Bischof Wolfgang Huber hat auf diese Frage geantwortet, man könne nur dann ein respektvolles Verhältnis zu dem, was dem anderen wichtig ist, entwickeln, „wenn man weiß, was einem selber wichtig ist.“ Hilfreich sei die Regel einer christlichen Kommunität, die da heißt: „Sprich von deinem Glauben nur, wenn du danach gefragt wirst, aber lebe so, dass du danach gefragt wirst.“²¹ Respekt ist angezeigt – und in der kleinen Münze des Alltags ein Verhalten der Freundlichkeit und Verbindlichkeit gegenüber Menschen anderer Religionszugehörigkeit.

Aber muss nicht jeder, der für Respekt im interreligiösen Verhältnis eintritt, sich und sein Verständnis nach dem 11. September 2001 auf den Prüfstand gestellt sehen, will er nicht naiv erscheinen? Nach dieser erschreckenden Instrumentalisierung des Islam für den Terror befand sich das, was man einen christlich-muslimischen Dialog nannte, in einer tiefen Krise. Die Anforderungen an Respekt, Authentizität, Realitätssinn und Redlichkeit waren und sind nach wie vor beträchtlich. Ein zweiter Mut war von allen gefordert, die sich an interreligiösen Begegnungen beteiligen.

Die Potentiale der Gewalt in den religiösen Traditionen gehören bleibend zur Thematik der interreligiösen Gespräche. Und die Ansätze der Lernfähigkeit, der Selbstkritik und der Distanznahme gegen Gewalt bleiben zu ermutigen. Die Impulse für Frieden und Gerechtigkeit in den religiösen Traditionen müssen gefördert werden. Der 11. September kann ein Gegenbild gegen den Pluralismus der Religionen sein. Seine Schreckensbilder wollen nur schwer aus unseren Sinnen, Herzen und Köpfen weichen. Aber wir Europäer dürfen sie nicht zum Regulativ für unser Verständnis der Vielfalt der Religionen werden. Nicht an der Zerstörung haben unsere Visionen Maß zu nehmen, so ernst wir sie zu nehmen haben und so energisch wir Mord Mord zu nennen und so unzweifelhaft wir für das Gebot der Gerechtigkeit und die Rechenschaftsablage der Täter einzutreten haben. Soll der Pluralismus der Religionen dem Frieden dienen, dann ist von einem anderen Bild her Orientierung und Regulativ zu entnehmen. Ich meine die Tradition der Weltgebetstreffen der Religionen für den Frieden in Assisi, die am 27. Oktober 1986 begann und nach den Treffen von 1993 und 2002 zur Überraschung nicht weniger von Benedikt XVI. am 27. Oktober 2011, dem 25. Jahrestag des ersten Treffens, fortgesetzt wurde.

2.4. Die Tradition der Weltgebetstreffen der Religionen für den Frieden von Assisi

Assisi ist nicht nur Geburtsort des heiligen Franz von Assisi, sondern steht für eine grundlegende Dimension europäischer Identität. Aus katholischer Sicht kann die Tradition der Weltgebetstreffen von Assisi einen fundamentalen Bezugspunkt für das Verständnis des Pluralismus' der Religionen darstellen.²² Mit ihr sind zum ersten Mal in der Geschichte zahlreiche Repräsentanten der Weltreligionen zum Gebet zusammen gekommen. Das Gewicht und Neuartige der Treffen von Assisi wird sowohl von Teilnehmern wie auch von Beobachtern in religi-

onsübergreifender Einmütigkeit betont. So hat Marie-Dominique Chenu (1895-1990) vom Beginn einer „planetarischen Ökumene“ gesprochen (349).

In Assisi kamen die Vertreter/innen der Religionen zusammen, um zu beten. Nach Assisi kamen sie nicht, um zusammen zu beten. Das Gebet wurde beim ersten Treffen 1986 mit großer Bewusstheit vor der Basilika des heiligen Franz auf öffentlichem Platz vollzogen: jede einzelne Religionsgruppe trat aus dem Gesamtkreis hervor, um in voneinander getrennten Zonen ihr Gebet vorzutragen. Eine nach der anderen sprach ihr Gebet, während die übrigen in Respekt, Ehrfurcht und Schweigen dieses Gebet der anderen hörten. Dieses Bild war ein sprechendes Symbol des Einspruchs gegen eine Jahrhunderte lange Intoleranz, gegen religiöse Auseinandersetzungen und Kämpfe: Benedikt hat als Anliegen des vierten Assisi-Treffens von 2011 bekräftigt, „feierlich die Verpflichtung der Gläubigen aller Religionen zu erneuern, ihren Glauben als Dienst an der Sache des Friedens zu leben.“²³ Die Franziskus-Stadt Assisi ist zum Symbol für den Frieden geworden. Das Symbol beansprucht weltweite Wahrnehmung und gilt nochmal eigens für Europa. Die religiöse Vielfalt wurde in Assisi nicht als Bedrohung für den christlichen Glauben erfahren, „sondern als lebendiger Ausdruck für den vielgestaltigen Reichtum des Geheimnisses Gottes“.²⁴

3. Resümee

Auf den Religionen liegt für nicht wenige Menschen der schwere Schatten der Ereignisse vom 11. September 2001. Diese haben mit dem Rückgriff der Täter auf den Islam die Religionen insgesamt für säkularistisch gestimmte Menschen in Misskredit gebracht. Deren Schreckensbilder färbten ab auf die allgemeine Einstellung zu den Religionen und ließen eine authentische interreligiöse Begegnung als unmöglich erscheinen. Damit die Unterschiede und

Gegensätze zwischen den Religionen für die Menschen und Menschheit sich nicht schädlich, sondern eher zum Segen auswirken, bedarf es der Begegnung, des Gesprächs und des Dialogs. Dieser wird bei den Beteiligten unbewusst, aber tatsächlich von stillen Vorentwürfen der Begegnung geleitet. Dort hat sie ihr stilles Regulativ. Das Bild von Assisi ist veranschaulichte Begegnung und zugleich anspruchsvolles Symbol für die interreligiöse Begegnung und den Pluralismus der Religionen. Mit Assisi ist Europa zum Vorreiter einer Konstruktivität des Pluralismus der Religionen geworden. Assisi ist damit – um an die Definition Europas durch Emmanuel Levinas zu erinnern – zur Ankündigung und Herausforderung des Ethischen geworden, die als Lernfähigkeit, als eine Verantwortung für den Anderen zu verstehen ist. Und diese Verantwortung muss in das System und seine Strukturen, also ins Politische Europas und der einen Welt übersetzt werden. Das ist eine bleibende Herausforderung für religiöse und areligiöse Menschen.

Anmerkungen:

- ¹ Emmanuel Levinas, Verletzlichkeit und Frieden. Schriften über die Politik und das Politische, Zürich-Berlin 2007, 151-154 (= Die Bibel und die Griechen, 1986), 151.
- ² Ebenda, 154.
- ³ Navid Kermani, Europa ist ein Freiheitsprojekt, in: Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit/Deutscher Koordinierungsrat (Hrsg.), Freiheit – Vielfalt – Europa. Themenheft 2014, Bad Nauheim 2014, 22-24, 23.
- ⁴ Hans Maier, Artikel „Europa“, in: LThK Band 3 (Freiburg 1995), 994-1000, 994.
- ⁵ Mark Mazower, Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert, Berlin 2000. Vgl. auch: Christian Augustin/Johannes Wienand/Christiane Winkler (Hrsg.), Religiöser Pluralismus und Toleranz in Europa, Wiesbaden 2006.
- ⁶ Siehe nur: Hans Hermann Henrix/Piotr Bering (Hrsg.), Papst Johannes Paul II. und die Entwicklung Europas in der Zeit seines Pontifikats. Dokumentation des Internationalen Kolloquiums am 18. Mai 2006 im Collegium Europaeum Gnesense der

- Adam-Mickiewicz Universität Posen (Europäischer Dialog der Adalbert-Stiftung), Krefeld/Gniezno 2008.
- ⁷ Mariano Delgado, Europa als christliches Projekt, in: Urs Altermatt/Mariano Delgado/Guido Vergauwen (Hrsg.), Europa – ein christliches Projekt? Beiträge zum Verhältnis von Religion und europäischer Identität (Religionsforum 2), Stuttgart 2008, 35-57, 54 (dort auch das nächste Zitat).
- ⁸ Ebenda, 55.
- ⁹ Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben *Tertio Millenio Adveniente* an die Bischöfe, Priester und Gläubigen zur Vorbereitung auf das Jubeljahr 2000 vom 10. November 1994 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 119), Bonn 1995, Nr. 27. 32-36, vgl. auch Hans Hermann Henrix/Wolfgang Kraus (Hrsg.), Die Kirchen und das Judentum. Band II: Dokumente von 1986 bis 2000, Paderborn/Gütersloh 2001, 92-96 (Auszug).
- ¹⁰ Ebenda, 151-156.
- ¹¹ Bernard Lauret, Systematische Christologie, in: Peter Eicher (Hrsg.), Neue Summe Theologie. 1 Der lebendige Gott, Freiburg 1988, 136-284, 153.
- ¹² Vgl. nur Philip A. Cunningham/Joseph Sievers/Mary C. Boys/Hans Hermann Henrix/Jesper Svartvik (Hrsg.), Christ Jesus and the Jewish People Today. New Explorations of Theological Interrelationships, Grand Rapids/Cambridge 2011.
- ¹³ Vgl. aus der kaum zu überschauenden Literatur nur: Hubert Frankemölle (Hrsg.), Christen und Juden gemeinsam ins dritte Jahrtausend, Paderborn 2001; Peter Hünermann/Thomas Söding (Hrsg.), Methodische Erneuerung der Theologie. Konsequenzen der wiederentdeckten jüdisch-christlichen Gemeinsamkeiten, Freiburg 2003; Hans Hermann Henrix, Judentum und Christentum – Gemeinschaft wider Willen, Regensburg 2008; Gerhard Langer/Gregor Maria Hoff (Hrsg.), Der Ort des Jüdischen in der katholischen Theologie, Göttingen 2009; Hubert Frankemölle/Josef Wohlmuth (Hrsg.), Das Heil der Anderen. Problemfeld „Judenmission“ (QD 238), Freiburg 2010; Erwin Dirscherl, Das menschliche Wort Gottes und seine Präsenz in der Zeit. Reflexionen zur Grundorientierung der Kirche, Paderborn 2013; Andreas Rentz, Die katholische Kirche und der interreligiöse Dialog. 50 Jahre „Nostra aetate“. Vorgeschichte, Kommentar, Rezeption, Stuttgart 2014.
- ¹⁴ Eine christliche Orientierung für die christlich-muslimische Begegnung bietet die Handreichung: Christen und Muslime in Deutschland (Arbeitshilfen der deutschen Bischofskonferenz 172), Bonn 2003, 277 Seiten.
- ¹⁵ So: Päpstlicher Rat für den Interreligiösen Dialog/Kongregation für die Evangelisierung der Völker, Dialog und Verkündigung. Überlegungen und Orientierungen zum Interreligiösen Dialog und zur Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi vom 19. Mai 1991 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 102), Bonn 1991, 9.
- ¹⁶ Zitiert nach Hans Waldenfels, Theologie zwischen Universalismus und Partikularismus, in: Mariano Delgado/Andreas Lob-Hüdepohl (Hrsg.), Markierungen: Theologie in den Zeichen der Zeit, Berlin 1995, 13-35, 21.
- ¹⁷ Ebenda, 22.
- ¹⁸ Über die Defensive hinaus gibt es so etwas wie eine Treue, die am christlichen Glauben festhält und darum weiß, dass dieser nicht dadurch weniger kostbar wird, dass er in Europa von immer weniger Menschen im eigenen Lebensumfeld bewahrt wird. Die Treue bedeutet die Kraft, die Situation der Minderheit wahrzunehmen und den religiösen Pluralismus unserer Zeit anzunehmen, so: Thomas Ruster, „Gotteskrise“? Nachtheistisch und pluralismusfähig von Gott reden: Pastoralblatt 48 (1996) 163-175.
- ¹⁹ Zweites Vatikanisches Konzil, Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen „Nostra aetate“ vom 28. Oktober 1965, zitiert nach: Rolf Rendtorff/Hans Hermann Henrix (Hrsg.), Die Kirchen und das Judentum. Band I: Dokumente von 1945 – 1995, Paderborn/Gütersloh 2001³, 40-44, 41.
- ²⁰ Vgl. Roman A. Siebenrock, Europa – eine Annäherung und Thomas Bremer, Christentum in einem multireligiösen Europa in: Concilium 40 (2004) 123-133 und 202-210 (bes. 207).
- ²¹ Am Ende des Abends Empathie. Gespräch mit Wolfgang Huber über die geistige Gestalt Europas und die Annäherung der Religionen über Einübung in Empathie: <http://www.deutscher-koordinierungsrat.de/dkr-media-themenheft-2014-Am-Ende-des-Abends-Empathie> (7. März 2014).
- ²² Vgl. Gerda Riedl, Modell Assisi: christliches Gebet und interreligiöser Dialog in heilsgeschichtlichem Kontext, Berlin/New York 1998; Faustino Teixeira, Das Paradigma von Assisi: Concilium 37 (2001) 348-358 (dort auch die im fortlaufenden Text mit Seitenangabe in Klammern angegebenen Fundorte); Willibald Sandler, Das Friedensgebet der Religionen in Assisi, in: Raymund Schwager/József Niewiadomski (Hrsg.), Religion erzeugt Gewalt – Einspruch!, Münster-Hamburg-London 2003, 78-97; Rosemarie Lang, Die Weltgebetsreffen von Assisi. Das Verhältnis von katholischer Kirche und Andersglaubenden, Wien 2012. Der Text der Friedenserklärung von Assisi vom 27. Oktober 2011 findet sich unter: <http://www.domradio.de/nachrichten/2011-10-27/die-friedenserklaerung-von-assisi>
- ²³ Benedikt XVI., Angelus am 1. Januar 2011, in: http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/angelus/2011/documents/hf_ben-xvi_ang_20110101_world-day-peace_ge.html (7. März 2014).
- ²⁴ Johannes Paul II., zitiert nach: Teixeira 2001, 355.

Einige Aspekte der Krankenhausseelsorge

I. Was ist Seelsorge und ihr Ursprung

Es gibt verschiedene Auffassungen des Begriffes „Seelsorge“. Manchmal wird sie ganz eng gesehen als Beistand in Glaubenskrisen, die gegebenenfalls mit einem Gebet, Segen oder Bibelwort begleitet wird. Ich bin der Überzeugung, dass Seelsorge mehr als ein Gespräch ist. Sie ereignet sich in jeder Zuwendung und Hilfe gegenüber anderen meist bedürftigen Menschen. Jedoch nicht jede Handlung des Seelsorgers zählt als Seelsorge. „Seelsorge geschieht immer vor dem Angesicht Gottes und in seiner Gegenwart“.¹ Dem Seelsorger muss klar sein, dass er nicht in seinem eigenen Namen handelt. Da ist noch jemand im Spiel. Dieser Jemand bestimmt unser Handeln. Ohne ihn bin ich kein Seelsorger, höchstens ein Gesprächspartner.

Die Bischofskonferenz bezeichnet Seelsorge als Zuwendung zu den Kranken im Geiste des Evangeliums und als Begleitung in der „Wüste der Krankheit“. Das bedeutet das Aushalten der Dunkelheiten und der scheinbaren Abwesenheit Gottes, bedeutet aber auch die Zusage von Heil und Leben im Namen des „Gottes mit uns und für uns“.²

Manfred Seitz versteht Seelsorge als

1. Seelsorge ist Beistehen in den Grundsituationen des Lebens vom Evangelium her.
2. Ihr Adressat ist der ganze Mensch in seiner von Gott entfremdeten Geschöpflichkeit.

3. Ihr Ziel ist sein Heilwerden durch das helfende Gespräch im Bekenntnis des Glaubens.³

Die Seelsorge zu betonen hat seinen Ursprung in Gott, weil Gott sich dem Menschen zugewandt hat. Er ist „Gott mit uns“. Das heißt für mich als Seelsorger: Die Seelsorge handelt nicht aus sich selbst am Menschen, sondern „im Handeln Gottes am Menschen, in seiner Sorge um den Menschen“.⁴

Gott hat sich schon im Alten Testament als „Gott für uns“ (vgl. Ex 3,14) erwiesen. Er hat das Volk Israel geführt und begleitet. Besonders stark war er in den „Wüstenzeiten“ des Gottesvolkes Israel anwesend. „Dieser Gott ist freilich nicht verfügbar. Gerade angesichts des Leids und der Leiden der Menschen bleibt er der letztlich Nicht-begreifbare. Fragen nach dem Warum und Wozu bleiben oft ohne Antwort. Wie das Bild von der Wüste die Situation des Menschen in schwerer Krankheit umschreibt, so ist der in der Wüste der Krankheit mitgehende Gott, der Ich-Bin-Da, die tröstende Botschaft.“⁵

So hat die Seelsorge Gottes ihren Ursprung im Handeln Gottes am Menschen. Vieles am Kranken-Sterbebett ist und bleibt unbegreiflich. Aber diese Zusage Gottes gilt für jeden Menschen: „Ich bin da.“ Ich als Seelsorger, ich bin für dich Patient(in) da, auch wenn ich selbst nicht alles verstehe, vieles nicht weiß und keine Antwort parat habe. Ich verneige mich vor dir, vor Deinem Leid.

II. Leben und Auftrag Jesu

„Die Sorge Gottes um den Menschen ist in Jesus Christus sichtbar geworden: in der Art und Weise, wie er sich den kranken Menschen zugewandt hat, wie er mit ihnen gesprochen, wie er ihnen, oft in Zeichen und Wundern, zu neuem Leben verholfen hat“.⁶ Jedoch nirgendwo im Neuen Testament wird das Wort „Seelsorge“ verwendet. Dennoch hat die Seelsorge ihren Ursprung im Auftrag Jesu: Mit dieser Aufgabe beauf-

tragte Jesus seine Jünger, indem er sagte: „Geht und verkündet: Das Himmelreich ist nahe. Heilt Kranke, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt Dämonen aus“ (Mt 25,36)! Er selbst hat wie ein guter Seelsorger gewirkt. Die Seelsorge hat also ihre Quelle im Handeln Jesu.

Vor allem hat er Zeit für die, die zu ihm kommen. Er wendet sich ihnen zu. Derjenige, der Hilfe braucht, bleibt bei Jesus im Vordergrund.

Er heilt nicht nur den Körper. Für ihn ist der ganze Mensch wichtig (er heilt den Menschen und spricht die Vergebung der Sünden zu) und vor allem sein Verhältnis zu Gott.⁷

Nicht nur den Menschen, denen er begegnet, fühlt sich Jesus verpflichtet. Er ist auch ein Seelsorger für die, die er berufen hat. Er sorgt auch für sie (Joh 15,18ff).⁸

Es bleibt noch ein Aspekt des Handelns Jesu, der für mich sehr wichtig ist. Er nimmt sich nämlich Auszeiten. Der Umgang mit den Menschen ist nicht einfach. Deshalb sucht er immer Gelegenheiten, um sich auszuruhen. Er sucht Stille, Zeit zum Nachdenken, zum Gebet. Auch dann, wenn Menschen nach ihm rufen.⁹

Diese Jesus-Bilder begleiten mich in der Seelsorge. Ich bin mir bewusst, dass ich dem Beispiel Jesu nicht immer folgen kann. Jedoch auch mir gilt seine Zusage, dass er bei mir bleibt, trotz (und vielleicht umso mehr in) meiner Schwäche.

Nicht nur das Leben Jesu ist uns ein Vorbild in der Seelsorge. Seine Kreuzigung und Auferstehung gehören auch zur Grundlage christlicher Seelsorge. „Die Auferstehung Jesu aber ist für die Glaubenden zur Hoffnungstat Gottes geworden“.¹⁰

Am Kreuz zeigt sich Jesus solidarisch mit uns Menschen, in der Auferstehung findet Gottes Ja zu Christus seinen Ausdruck.

In der Seelsorge ist es wichtig, sich dessen bewusst zu werden, weil es öfters zur Verharmlosung des Todes kommt. Der Tod oder das Sterben sind aus der Gesellschaft verschwunden. Die Medizin kann schon alles, sogar den Tod verhindern. Als Menschen werden wir nie von uns aus fertig

mit dem Tod. Wir können ihn nicht bewältigen, auch wenn wir uns sehr darum bemühen. Umso wichtiger ist es, „den Tod und die Auferstehung Jesu in unserer Verkündigung zu betonen, weil sich daraus für uns Christen die Hoffnung auf das ewige Leben erschließt.“¹¹

III. Ein fester Bestandteil der Kirche

„Die Sorge Gottes um den Menschen, um sein Heil, soll sich im Leben der Kirche fortsetzen. Das Wirken der Jünger im Auftrag Jesu „Heilt Kranke!“ (Mt 10,8) sowie der Brauch der ersten Christengemeinden, sich in Gebet, Handauflegung und Salbung durch die Ältesten den Kranken zuzuwenden (vgl. Jak 5,13-15), ist für die gesamte Geschichte der Kirche richtungsweisend geworden.“¹²

Die Krankenhausseelsorge hat also ihren Ursprung in der Nachfolge Christi bzw. in seinem Auftrag. Wobei am Anfang die Leibsorge und die Seelsorge nicht getrennt waren. Im 3. Jahrhundert schrieb Dionysius von Alexandrien: „Furchtlos besuchten die Christen die Kranken, bedienten sie liebevoll, pflegten sie um Christi willen und schieden freudigst zugleich mit ihnen aus dem Leben... Bei den Heiden aber fand das gerade Gegenteil statt...“.¹³

Erst mit der Trennung der Medizin und der Pflege (vor ungefähr 150 Jahren) wurden Leib- und Seelsorge getrennt. Der Leib und die Seele lassen sich jedoch nicht trennen (man darf sie nicht trennen). Viele Krankheiten haben ihren Ursprung im Leid der Seele. Eine Seelsorge, die den Leib oder die körperlichen Bedürfnisse der Patienten nicht wahrnimmt, bleibt auf Dauer unglaubwürdig.

IV. Gespräch – da sein, zuhören, aushalten

„Die Fähigkeit, aufmerksam zuhören zu können, ist für die Seelsorge an Kranken unerlässlich. Sie ist die Voraussetzung, da-

mit sich gegenseitiges Verstehen und Beziehungen entwickeln können; sie ermöglicht ‚Seelsorge als Begegnung und Begleitung‘, damit der Kranke daran glauben kann, dass er im Lichte Gottes steht.“¹⁴

Der Patient entscheidet alles. Das heißt: was er sagen will und wie er es sagt und auch das Wann und ob er es sagen möchte. Er ist der „König“. Erst wenn der Patient damit einverstanden ist, darf der Seelsorger an sein Bett treten.

Die Aufgabe des Seelsorgers ist zuzuhören und nur so viel reden, dass das Gespräch „erhalten“ bleibt. Die Pausen, die Stille muss der Seelsorger aushalten.

Den existentiellen Fragen im Gespräch darf der Seelsorger nicht ausweichen. Leid gehört zum Leben, und es gibt kein Leben ohne Leid.

Gerade im Leiden begegnet uns der verborgene Gott. Diesem Gott in Leid zu begegnen heißt für Christen zum einen die Verborgenheit Gottes zu bejahen, zum anderen zu wissen, dass dieser verborgene Gott zugleich der liebende Gott ist.¹⁵

„Wenn wir im Leiden Gott unsere Not entgegenschreien, dann dürfen wir damit rechnen, dass dieser Schrei nicht ins Leere trifft, sondern dass Gott ihn hört. Er erhört unser Gebet, denn auch ein Verzweiflungsschrei, der an Gott gerichtet ist, wird zum Gebet.“¹⁶

In Jesus Christus hat Gott am Leiden der Menschen teilgenommen. Am Kreuz, im Sterben ist er auch allein geblieben und schrie: „Eloi, Eloi, lema sabachtani“ (Mk 15, 34). Gott nimmt dem Patienten das Leid nicht ab, aber er steht dem leidenden Patienten in seinem Leid bei. Es ist auch nicht die Aufgabe des Seelsorgers, das Leid dem Patienten abzunehmen, sondern es mit dem Patienten auszuhalten. Der Patient erwartet auf keinem Fall, dass der Seelsorger ihm das Leid abnimmt, sondern dass er bei ihm bleibt.

V. Sakramentales Handeln

1. Beichte – Last abnehmen

„In den „Sakramenten der Heilung und Versöhnung“, begegnet Jesus den Kranken als Arzt der Seele und des Leibes. Die Losprechung im Namen Christi und der Kirche schenkt die Versöhnung mit Gott und der Kirche. Sie gibt die Kraft, sich mit den Mitmenschen und dem eigenen Leben zu versöhnen, Krankheit und Sterben anzunehmen.“¹⁷

Im Angesicht der Krankheit, des Todes fragt der Mensch nicht nur, was kommt danach. Viel öfters will der kranke Mensch sein Leben neu überdenken, das Vergangene reflektieren. Oft quälen ihn die Schuldgefühle gegenüber anderen Menschen und gegenüber Gott. In solchen Momenten ist es wichtig, Gott um Verzeihung zu bitten, weil die Menschen, an denen man vielleicht schuldig geworden ist, meistens schon gestorben sind.

„Die Beichte eines Sterbenden geht viel tiefer und ist zugleich auch offener und radikaler, frei von jeglichem Versuch auszuweichen oder sich selbst und dem Seelsorger etwas vorzumachen.“¹⁸ Dem Sterbenden ist es bewusst: Was er vor dem Seelsorger an Schuld ausspricht, wird zugleich auch in der Gegenwart Gottes ausgesprochen.¹⁹

Der Seelsorger sieht zweierlei Gefahr, was das Thema Schuld am Sterbebett angeht: Einerseits kann er die Schuld verharmlosen, andererseits auch übertreiben.

Es ist nicht wichtig, welche Einstellung der Seelsorger dazu hat, was am Sterbebett ausgesprochen wird. „Entscheidend ist, ob der Sterbende Schuld empfindet, sich schuldig fühlt.“²⁰

Wenn der Seelsorger einem Sterbenden oder Kranken die Vergebung zuspricht, dann tut er dies nicht aus sich selbst, sondern im Auftrag Gottes, deshalb braucht er die Schuld nicht zu verdrängen. Außerdem ist er derjenige, der selber um eigene Schuld weiß und der täglich aus der Vergebung lebt.²¹

„Wenn Gott einem Menschen Schuld zeigt, dann deckt er nur so viel auf, wie dieser Mensch verkraften kann. Er deckt nicht auf um zu zerstören, sondern um zu heilen... Im zwischenmenschlichen Bereich können wir einander verzeihen, jedoch nie vergeben. Vergeben steht allein Gott zu...“²²

„Die Beziehung eines Menschen zu Gott, die durch Schuld gestört ist, wird wieder heil. Heilung ist mehr als Gesundheit. Sie kann Gesundwerden mit einschließen, aber sie geschieht auch dort, wo ein Mensch nicht mehr gesund wird, sondern auf seinen Tod zugeht.“²³

2. Krankensalbung – Heil der Menschen

„Im Sakrament der Krankensalbung will Jesus Christus den Gläubigen, die sich wegen schwerer körperlicher oder psychischer Krankheit oder Altersschwäche in einem bedrohlichen Gesundheitszustand befinden, in besonderer Weise als Heiland aufrichtend, stärkend und verzeihend begegnen... Nach einer langen Zeit einseitiger theologischer und pastoraler Akzentsetzungen (als „Sakrament der Todesweihe“ und als „Letzte Ölung“ unmittelbar vor dem Tod, zuweilen – was nicht gestattet ist – selbst noch danach gespendet) hat die Krankensalbung durch das 2. Vatikanische Konzil wieder den rechten Sinn und den entsprechenden Ort in der Krankenpastoral erhalten.“²⁴

Die Krankensalbung ist ein Sakrament der Stärkung. In der Krankensalbung wird dem Patienten die heilende Gegenwart Gottes ins Bewusstsein gerufen. Die Krankensalbung soll einem schwer kranken Menschen Kraft und Zuversicht für das Ertragen seines Leidens und für seine Genesung schenken. Sie wird unabhängig von jeder Todesgefahr gespendet. Einem bereits Verstorbenen darf die Krankensalbung nicht mehr gespendet werden.

„Die Krankensalbung ist nicht spezifisch und exklusiv das Sakrament der Sterbenden. Sie darf nicht zum Sakrament der

Vollendung und des Hinübergangs umgedeutet werden. Sie ist nicht eine „Todesweihe“, auch nicht das „Sakrament der Todesituation“.

- Die Krankensalbung ist auch nicht Eintrittskarte in den Himmel. Es ist ein Missverständnis, wenn Angehörige glauben, der Sterbende könne ohne Krankensalbung schwerlich das ewige Leben erlangen.
- Die Krankensalbung darf auch nicht zu einem Sakrament „der Krankenweihe“ werden. Nach dieser Ansicht würde das Sakrament den Gesalbten in den Krankenstand eingliedern und ihn so zu einem besonderen Dienst Gottes weihen. Mit einem Kranken-Weihesakrament befänden wir uns wieder im mittelalterlichen Denken, das den einmal Gesalbten aus dem normalen Leben aussonderte.“²⁵

Leider gilt bei der Krankensalbung auch: Theorie und Praxis liegen weit auseinander. Es wird immer noch sehr oft zur „Letzten Ölung“ oder zu „Sterbesakramenten“ gerufen.

Wenn ich jemandem die Krankensalbung anbiete, der nur „krank“ ist, wird sie selten angenommen. Meist wird man erst im letzten Augenblick, am besten bei dem letzten Atemzug gerufen.

Andererseits brauchen die Angehörigen ein Abschiedsritual, das ihnen hilft, sich von dem Verstorbenen oder dem Sterbenden zu verabschieden. Allerdings muss dann keine Krankensalbung gespendet werden. Es „reicht“ auch ein Gebet, ein Abschieds-, Segens-Ritual für die Sterbenden und deren Angehörige.

Deshalb gilt, „alle in der Seelsorge Tätigen, aber auch beispielsweise Ärzte und Pflegepersonal, ja alle Gläubigen müssen mit der neuen Sicht der Krankensalbung vertraut gemacht werden, um sie entsprechend weitergeben zu können.“²⁶

3. Eucharistie – Krankenkommunion – den Himmel öffnen

„Für die Kranken ist die Feier der Eucharistie und die Möglichkeit, die Heilige Kom-

munion zu empfangen, von besonderer Bedeutung. Die Gemeinschaft mit dem in der Eucharistie gegenwärtigen Herrn und durch ihn mit der Gemeinschaft der Kirche ist für viele eine entscheidende Hilfe und ein tiefer Trost des Glaubens in ihren Ängsten, Leiden und Schmerzen. Die Eucharistie als Wegzehrung – innerhalb oder außerhalb der Messfeier – wird für Sterbende zum Sakrament des Hinübergangs durch den Tod zum Leben, Unterpfand der Verheißung Jesu: „Wer von diesem Brot isst, wird in Ewigkeit leben“ (Joh 6,51).“²⁷

In der Eucharistie wird die Gemeinschaft zwischen der Gemeinde und Jesus Christus deutlich. Der Patient steht nicht außen vor, im Gegenteil: Er ist mitten drin in dieser Gemeinschaft mit Christus gut aufgehoben.

VI. Seelsorge und das sakramentale Handeln

Wer ist für die Seelsorge verantwortlich? Durch Jahrhunderte wurde in der römisch-katholischen Kirche die Seelsorge nur oder hauptsächlich dem Klerus anvertraut.

Karl Barth schreibt zu der Seelsorge: „Wir verstehen unter Seelsorge das zeichen- und zeugnishaft Handeln der Gemeinde an den einzelnen Menschen in ihrer eigenen Mitte, aber auch in ihrer näheren oder ferneren Umgebung. Innerhalb ihres Dienstes mag sie dann wie alle ihre anderen hier angeführten Funktionen auch Sache gewisser besonders Berufener und Begabter werden. Aus der Verantwortlichkeit für sie kann aber kein Christ entlassen sein.“²⁸

„Wollen wir heute als Kirche wieder glaubwürdig werden, dann gilt es, als christliche Gemeinde zu erkennen, dass nicht nur der Pfarrer für Seelsorge zuständig ist, sondern dass jeder Christ aufgerufen ist, Seelsorge zu praktizieren, an dem Platz, an dem er steht, und in der Form, wie es ihm möglich ist.“²⁹

Die Seelsorge ist nämlich nicht an das Priestertum fest gebunden. „Seelsorge ist

Aufgabe eines jeden Christen und jeder Christ, der Seelsorge ausübt, wird zum Seelsorger.“³⁰

Die Probleme und Diskussionen beginnen erst dann, wenn es um das sakramentale Handeln geht, das den geweihten Priestern vorbehalten ist. Bei dem jetzigen Priestermangel werden die Fragen immer lauter.

„In diesem Zusammenhang ist die Frage von Bedeutung, ob Diakone oder vom Bischof mit der Krankenseelsorge beauftragte Laien das Sakrament der Krankensalbung spenden können. In einer pastoralen und theologischen Würdigung der verschiedenen Aspekte stellen die Deutschen Bischöfe in Übereinstimmung mit den Aussagen des Trienter Konzils ausdrücklich fest, dass die Spendung des Sakraments der Krankensalbung dem geweihten Priester vorbehalten ist.“³¹

„Die gegenwärtige Rechtslage ist absolut klar: Nur der Priester kann die Krankensalbung spenden. Diese Einschränkung auf den Priester wird heute von vielen bedauert. Gerade beim heutigen Priestermangel wäre eine Ausweitung mindestens auf den Diakon, wenn nicht sogar auf pastorale Mitarbeiter/-innen wünschenswert, ja dringend erforderlich. Nach Meinung vieler Dogmatiker dürfte es hier Entwicklungsmöglichkeiten in der kirchlichen Lehre und Praxis geben. Jedenfalls muss die Forderung nach der Ausweitung der Spendevollmacht immer wieder gestellt werden.“³²

„Um eine ihrem Sinn entsprechende Spendung der Krankensalbung auf die Dauer zu ermöglichen bzw. zu gewährleisten (z.B. Spendung bei Krankenbesuchen), müsste von den Vorstehern der Kirche im Gespräch mit Theologie und Gläubigen bald neu geprüft werden, ob nicht die Spendung der Krankensalbung durch Diakone und auch Laien von der Tradition her doch möglich ist (vgl. die Spendung der Krankensalbung durch Laien bis zum 8. Jahrhundert).“³³

In der alltäglichen Praxis gibt es viele Schwierigkeiten, die unüberwindbar scheinen. Auf Dauer ist es nicht möglich, dass ein Priester rund um die Uhr 7 Tage in der Woche für die Krankensalbung zur Verfü-

gung steht. Deshalb brauchen wir dringend neue Überlegungen. Sonst halten wir an dem fest, was wir nicht mehr leisten können.

VII. Sorge um sich selbst

„Von den Beduinen wird gesagt, sie tragen dafür Sorge, dass das Lagerfeuer am Abend nicht zu groß angelegt ist, die Flamme klein gehalten wird, damit das Feuer lange anhält. Damit das Feuer, die Energie eines Seelsorgers, nicht ausgeht, die Lust und die Freude an der Arbeit anhalten, müssen die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, dass ihm das Feuer nicht ausgeht. Aufgabe einer gesunden Lebenskultur eines Seelsorgers kann es daher sein, mit dafür Sorge zu tragen, dass ein Seelsorger die Bedürfnisse seines Leibes und seiner Psyche ernst nimmt, um seelisch und körperlich fit und gesund zu bleiben und zu verhindern, körperlich oder seelisch krank zu werden“.³⁴

In der Seelsorge ist es wichtig, die Sorge für sich selbst zu tragen. Das heißt mit Leib und Seele. Unsere Sorge gilt genauso dem Leib und der Seele. Irenäus von Lyon schreibt: „Geister ohne Körper werden niemals spirituelle Männer und Frauen sein“.³⁵

Eine angemessene Sorge um sich selbst ist die Voraussetzung dafür, dass die Seelsorger ihren Dienst gut tun werden, mit Freude und Überzeugung. Wer andere heilen will, heilend wirken will, muss selbst gesund sein. „Ein Seelsorger, der in der Begegnung mit dem Sterbenden keine Betroffenheit mehr empfindet, sollte sich fragen, ob er überhaupt noch Seelsorger ist.“³⁶

„Essen und Trinken, körperliche Ertüchtigung und Rekreation, Hygiene, unser Umgang mit unserer Sexualität und unsere Einstellung gegenüber sinnlichen Erfahrungen, unser Schlafen und Träumen sind die Weisen, über die wir unser Leben ausbalancieren oder integrieren.“³⁷

„Eine Spiritualität, die an unserer Gesundheit interessiert ist, trägt dazu bei, dass wir ausgeglichen leben. Sie will uns dazu motivieren, Ausgleich zu schaffen, das heißt

uns eine Auszeit, eine Regenerationszeit zu gönnen, eine Zeit, in der wir wieder auf-tanken können. Von einer solchen Spiritualität geht die Bereitschaft aus, auf die Signale unseres Körpers zu hören, achtsam, verantwortungsvoll mit unserem Körper umzugehen ...“³⁸

Wenn wir als Seelsorger dem Menschen echt begegnen wollen, müssen wir uns selbst und unsere Bedürfnisse echt wahrnehmen.

Nur ein gesunder Mensch kann zum Seelsorger werden. Wenn ich anderen helfen will, muss ich zuerst für mich sorgen, sonst ist keinem geholfen.

Anmerkungen:

- ¹ Römhild, Rosemarie: Seelsorge in der Begegnung mit Sterbenden. Speyer 1990. S. 10.
- ² Die Sorge der Kirche um die Kranken, Seelsorge im Krankenhaus. Pastorale Handreichung (Die deutschen Bischöfe 60), 20. April 1998, S. 11
- ³ Seitz, Manfred: Praxis des Glaubens. 2. Auflage Göttingen 1979, S. 73
- ⁴ Römhild, Rosemarie: Seelsorge, S. 11.
- ⁵ Die Sorge der Kirche, S. 10.
- ⁶ Ebd., S. 10-11.
- ⁷ Vgl. Römhild, Rosemarie: Seelsorge, S. 12-14.
- ⁸ Vgl. a.a.O., S. 15-16.
- ⁹ Vgl. a.a.O., S. 16.
- ¹⁰ Die Sorge der Kirche, S. 11.
- ¹¹ Römhild, Rosemarie: Seelsorge, S. 25.
- ¹² Die Sorge der Kirche, S. 11.
- ¹³ Dionysius von Alexandrien: Das erhaltene Werk. Bibliothek der griechischen Literatur. Stuttgart 1972, S. 52.
- ¹⁴ Die Sorge der Kirche, S. 13.
- ¹⁵ Vgl. Römhild, Rosemarie: Seelsorge, S. 39.
- ¹⁶ A.a.O., S. 41.
- ¹⁷ Die Sorge der Kirche, S. 14-15.
- ¹⁸ Römhild, Rosemarie: Seelsorge, S. 77.
- ¹⁹ Vgl. ebd.
- ²⁰ A.a.O., 78.
- ²¹ Vgl. ebd.

- ²² A.a.O., 79.
²³ Ebd.
²⁴ Die Sorge der Kirche, S. 15.
²⁵ Wir sind Kirche – Pastoraler Dialog im Bistum Würzburg, Das Sakrament der Krankensalbung 7, S. 4.
²⁶ A.a.O. 7.
²⁷ Die Sorge der Kirche, S. 14.
²⁸ Barth, Karl: Die kirchliche Dogmatik. Zollikon/ Zürich 1950, Bd. IV/3. S. 1014.
²⁹ Römhild, Rosemarie: Seelsorge, S. 57.
³⁰ A.a.O., S. 56.
³¹ Die Sorge der Kirche, S. 15.
³² Wir sind Kirche, S. 6.
³³ A.a.O., S. 9.
³⁴ Müller, Wunibald: Die Seelsorge um uns selbst – Zur Prävention von körperlicher und seelischer Krankheit.. In: Anzeiger für Seelsorge, Zeitschrift für Pastoral und Gemeindepraxis, Herder 2014. H. 2/2014. S. 5.
³⁵ Ebd.
³⁶ Römhild, Rosemarie: Seelsorge, S. 93.
³⁷ Müller, Wunibald: Die Seelsorge um uns selbst, S. 6.
³⁸ A.a.O., S. 7.

Literaturdienst

Gunda Brüske, Josef-Anton Willa: Gedächtnis feiern – Gott verkünden. Liturgiewissenschaft (Studienangang Theologie 7). Theologischer Verlag Zürich 2013. 390 S.

Das Studienbuch ist eines zur Liturgiewissenschaft. „Es will in die Feier des Glaubens einführen und grundlegende liturgische Kenntnisse vermitteln“, so das Vorwort (S. 10). Doch handelt es sich um keine Liturgiekunde, sondern die Ausführungen stehen unter dem Anspruch der Gesamtreihe, „In den aktuellen Stand theologischen Nachdenkens“ einzuführen (S. 5). Die beiden Autoren, die dies tun, sind ihrerseits Liturgiewissenschaftler und am Liturgischen Institut der deutschsprachigen Schweiz tätig.

Der Aufbau des Studienbuchs ist – seinem Charakter entsprechend – grundsätzlich angelegt: Nach einem eröffnendem Kapitel zur Einführung v.a. mit Begriffserklärungen und Themenbenennung folgen zunächst drei Kapitel zu den anthropologischen und theologischen Grundlagen der Liturgie. Das überzeugt, denn Liturgie ist gefeierter Glaube und damit das Feiern das Spezifische der Liturgie. Wie und was gefeiert wird, beleuchten die anthropologischen und theologischen Zugänge. Wichtige Aspekte, die in diesem Zusammenhang behandelt werden, sind zunächst in anthropologischer Hinsicht Spiel/Ritual/Fest, Leib, Symbole, Sprachhandlungen sowie Biographie und dann in theologischer Hinsicht das Pascha-Mysterium, göttliches Handeln, der gott-menschliche Dialog sowie die kirchliche Dimension der Gottesdienstfeier.

Bemerkenswerterweise wird die theologische Erschließung um ein Kapitel zur Bedeutung des Wortes Gottes für die Liturgie bereichert. Sie wird zunehmend in der Liturgiewissenschaft reflektiert, und so findet man im vorliegenden Studienbuch eine Zusammenstellung zur Theologie der liturgischen Wortverkündigung und deren Konkretisierung in der Leseordnung, zum Vollzug des Verkündens und zur Feier des Wortes Gottes.

Die folgenden beiden Kapitel gehen schwerpunktmäßig auf die beiden zentralen Sakramente der Taufe und der Eucharistie ein. Hier findet man die zu erwartenden Informationen zu den biblischen Wurzeln, der geschichtlichen Entwicklung und zur gegenwärtigen Feiergestalt des jeweiligen Sakraments. In beiden Fällen fehlt ein pastoral-theologischer Ausblick nicht (zu Tau-

fe: Kindertaufe, Taufgedächtnis, zur Eucharistie: Eucharistiefrömmigkeit, und zu beiden Sakramenten: Ökumene). Interessant ist, dass die Sakramente der Firmung und der Buße, denen jeweils ein Unterkapitel gewidmet wird, auf die Taufe bezogen werden – die Firmung als sakramentale Bekräftigung der Taufe, die Buße als sakramentale Rückkehr zur Taufe.

Die letzten beiden Kapitel machen nochmals deutlich, wie sich der Horizont der Liturgiewissenschaft nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil über die Sakramente im engeren Sinne hinaus geweitet hat. Denn hier wird die Grunddimension der Zeit näher in den Blick genommen, indem jeweils ein Kapitel nach dem österlichen Rhythmus des Tages (Stundengebet) und des Jahres (Kirchenjahr) fragt.

In der Gesamtschau prägt das Studienbuch eine liturgie-theologische Sichtweise, doch liturgie-historische und liturgiepastorale Aspekte fließen immer wieder ein. Diese Entscheidung für eine bestimmte Gewichtung ist legitim und wird von den Autoren transparent gemacht. Wer diesem Zugang folgt, bekommt Lust auf mehr und weiterführende theologische Reflexionen, die aber diese einführende Publikation nicht mehr bietet. Ein konkretes Thema, das man vermissen kann, sind Gottesdienstfeiern im Kontext der Sakramentalien, v.a. Segensfeiern und das Begräbnis. Sie hätten Gelegenheit gegeben weiter zu entfalten, wie die Liturgie das Pascha-Mysterium feiert – und dies nicht nur im Rhythmus der Zeit, sondern auch an Lebenswenden. Doch alles, was das Buch enthält, kann als lohnenswerte Lektüre zur Einführung – so der eingangs zitierte Anspruch – rundum empfohlen werden.

Alexander Saberschinsky

Höring, Patrik C. (Hrsg.): Gott entdecken – Gott bezeugen. Firmkatechese heute. Freiburg 2014, 192 S., 16,99 Euro, ISBN 978-3-451-31179-6.

Der Vorbereitung auf das Sakrament der Firmung wurde in den letzten Jahrzehnten eine immer größere Bedeutung zugemessen. Gleichzeitig stellt die Firmvorbereitung die haupt- und ehrenamtlichen Katechetinnen und Katecheten vor große Herausforderungen. Viele Konzepte und Firmkurse wurden ausprobiert und eine Fülle von Büchern und Materialien zu diesem Thema publiziert. Doch es bleibt die Frage, wie die Firmvorbereitung auch

pastoraltheologisch fundiert geschehen kann.

Das vorliegende Buch einer dreiköpfigen Autoren(innen)gruppe um Prof. Dr. Patrik Höring, Professor für Katechetik und Didaktik an der PTH St. Augustin und langjähriger Referent in der Abteilung Jugendseelorge im Erzbistum Köln, versucht nun eine theologische Fundierung, sowie eine praktische Orientierung für die Firmvorbereitung zu geben. Gegliedert in vier große Bereiche mit eigenen Unterkapiteln wirken die 192 Seiten des Buches nicht erschlagend, sondern dosieren die unterschiedlichsten Themen und Zugänge in überschaubarer Weise. Die vier Teile des Buches stellen die wichtigen Aspekte der Grundüberlegungen zu jeder Firmvorbereitung vor.

Zunächst die Grundlagen: Patrik Höring beschreibt erst einmal, was überhaupt der Auftrag und Ziel der Katechese ist. Desweiteren skizziert er die Didaktik der Gemeindekatechese in Abgrenzung zur Didaktik des schulischen Religionsunterrichtes. Der zweite Teil behandelt die Akteure der Firmpastoral. So werden die Sinnsuche Jugendlicher in einer „radikal pluralen Gesellschaft“ anhand von aktuellen Jugendstudien als auch die Motivation, Rolle und Aufgaben der Katecheten differenziert dargestellt. Ein Artikel über Qualitätsmanagement und die Rezeption der Sinus-Milieu-Studie in der Konzeption der Firmvorbereitung komplettieren diesen Abschnitt. Im dritten Teil – Konzepte – werden unterschiedliche Konzepte theoretisch, aber auch praxisnah vorgestellt, wie Firmkatechese als interpersonaler Lernprozess, ein Mentoringkonzept zwischen Firmling und Paten, Firmvorbereitung an einer Förderschule oder in einem Jugendverband. Im vierten Teil werden dann, an den dritten Teil anknüpfend, unterschiedliche Elemente und Arbeitsformen, wie Firmexerzitien, Firmvorbereitung als Pilgerweg oder Diakonische Firmprojekte sehr praxisnah vorgestellt.

Das Buch richtet sich also an Verantwortliche in der Firmkatechese, die sich grundlegendes theologisches wie pädagogisches Hintergrundwissen aneignen, aber gleichzeitig anhand von Praxisbeispielen inspiriert werden möchten. Das Buch liefert kein fertiges Firmkonzept mit ausgearbeiteten Arbeitsmaterialien, sondern erzeugt neue und erfrischende Perspektiven. Die Aufgabe der Verantwortlichen vor Ort bleibt weiterhin, im Spannungsfeld der vier Teile des Buches die theologischen und pädagogischen Grundlagen mit den konkreten beteiligten Menschen in ein stimmiges Konzept zu bringen und daraus Arbeitsformen zu entwickeln. Für diese unerlässliche Aufgabe ist das vorliegende Buch eine inspirierende und lohnende Quelle.

Christoph Köster

Unter uns

Auf ein Wort

Geistliches, das wirklich geistlich ist, ist immer geerdet. Und genau das macht es so welthaltig, so wirklich. Ein geistlicher Mensch werde ich, wenn ich meine Stärken lebe und meine Schwächen geduldig und gelassen ertrage, weil Gott selbst noch aus ihnen Gutes zu wirken weiß. Vielleicht wäre es gut, wenn wir uns für das neue Jahr nichts anderes und nicht mehr vornähmen, als auf diesem Weg des Geistlichwerdens einen kleinen Schritt nach innen zu tun.

aus: Klaus Müller, Gottes ABC.
Gedanken und Texte zum Lesejahr B.
Münster 2015, S. 57

Freie Wahl

Der Dominikanerprediger ist beim reichen Bauern Hinterhuber eingeladen.

Die Bäuerin trägt eine köstlich duftende Gans auf und stellt sie vor den Pater, damit er sich ein ordentliches Stück abschneidet. Der scheint unentschlossen, dreht die Gans rum und num.

Der Bauer stutzt: „Was ist, Herr Pater, gefällt Ihnen die Gans nicht?“

„Oh doch, mein Guter, sehr, aber ich weiß gar nicht, wo ich sie anschneiden soll.“

„Das ist doch völlig gleich“, antwortet der.

„Ja, wenn das so ist“, meint da der Pater, „dann schneide ich sie am besten im Kloster an.“

Sprach's und lässt die Gans in seiner großen Tasche verschwinden.

Falsch kombiniert

Ulli ist traurig. Zum Geburtstag hat er ein Fahrrad bekommen mit allen Raffinessen. Nun ist es weg, gestohlen. Zwei Wochen später hat er es zurück. Es lehnte früh an der Hauswand.

Beim Abendgebet mahnt die Mutter: „Wir müssen dem lieben Gott danken, dass du dein Rad wiederbekommen hast.“

Sagt Ulli überrascht: „Ach der hat es sich wohl heimlich ausgeborgt?“

Feiner Unterschied

Die Seiltänzerfamilie Garissino lässt ihr jüngstes Kind taufen. Bei den Fürbitten spricht der Pfarrer: „Und möge Gott immer schützend seine Hand über ihn halten.“

Der Vater unterbricht: „Herr Pfarrer, es wäre besser, Gott hielte seine Hand darunter.“

(alle aus: Christliches Hausbuch
für das ganze Jahr. St. Benno-Verlag GmbH.
Leipzig 2003. ISBN 3-7462-1483-1)

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E